



# Leseprobe

Tom Clancy  
**Ziel erfasst**  
Thriller

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 10,99 €



---

Seiten: 816

Erscheinungstermin: 08. September 2014

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

### *Zum Buch*

Jack Ryan will seinem Land in dessen schwerster Stunde beistehen: Angesichts der terroristischen Bedrohung stellt er sich wieder zur Wahl für das Amt des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika. Sofort wollen sein Gegner ihn mit erfundenen Vorwürfen zur Strecke bringen. Wer sind die zwielichtigen Akteure, die hinter den Anschuldigungen stecken? Gleichzeitig befasst sich der Campus – ein inoffizieller, topsecret Geheimdienst, der Jack Ryan zuarbeitet – im Nahen und Mittleren Osten mit einer brisanten anderen Frage: Was hat ein hoher pakistanischer Militär mit russlandfeindlichen, dagestanischen Terroristen zu schaffen? Die Antwort führt schließlich zu einem verzweifelten Ringen, bei dem nichts weniger als der Weltfriede auf dem Spiel steht.

Der spannungsreiche Technothriller schließt unmittelbar an *Dead or Alive* an, das große Comeback von Tom Clancy.

### *Zum Autor*

Tom Clancy hatte mit seinem ersten Thriller, *Jagd auf Roter Oktober*, auf Anhieb internationalen Erfolg. Der Meister des Technothrillers stand seitdem mit allen seinen großen Büchern an der Spitze der internationalen Bestsellerlisten.

Tom Clancy starb im Oktober 2013.

Ein ausführliches Werkverzeichnis finden Sie am Ende dieses Buchs.

# TOM CLANCY

UND

MARK GREANEY

# ZIEL ERFASST

Thriller

Aus dem Amerikanischen  
von Michael Bayer

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe LOCKED ON erschien bei  
G.P.Putnam's Sons, New York



Verlagsgruppe Random House FSC®N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
*Salzer Alpin* liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 10/2014  
Copyright © 2011 by Rubicon, Inc.  
Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe  
by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Printed in Germany 2014  
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design unter Verwendung  
eines Fotos von © shutterstock/EnsUPER  
Satz: Christine Roithner Verlagsservice, Breitenauich  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN: 978-3-453-43774-6

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

**D**ie Russen nennen ihren Kamow-50-Kampfhubschrauber Tschornaja Akula – den Schwarzen Hai. Der Name passt, denn er ist wendig und schnell und erlegt seine Beute effizient und wirksam.

Zwei dieser Schwarzen Haie tauchten kurz vor Tagesanbruch plötzlich aus einer Nebelbank auf und schossen mit zweihundert Knoten nur zehn Meter über dem harten Talboden durch die mondlose Nacht. Sie flogen in enger Formation und hatten ihre Positionslichter ausgeschaltet. Sie folgten im Tiefstflug einem trockenen Flussbett, das sich dreißig Kilometer nordwestlich von Argwani, dem nächsten größeren Dorf hier im westlichen Dagestan, durch die Berge schlängelte.

Die gegenläufig rotierenden Koaxialrotoren des Ka-50 zerschnitten die dünne Gebirgsluft. Durch diese einzigartige Doppelrotor-Konstruktion war ein Heckrotor überflüssig. Dies machte die Hubschrauber schneller, weil mehr Motorkraft in den Schub und Vortrieb geleitet wurde. Außerdem waren sie weniger anfällig gegenüber Bodenfeuer, da sie dadurch einen Gefahrenpunkt weniger aufwiesen, der bei einem Treffer zu einem verheerenden Systemausfall führen konnte.

Diese Eigenschaft machte den Schwarzen Hai zusammen mit einigen weiteren redundanten Systemen – einem selbstversiegelnden Treibstofftank und einer zum Teil aus Ver-

bundwerkstoffen wie Kevlar bestehenden Zelle – zu einer außerordentlich robusten Kampfmaschine, die darüber hinaus absolut tödlich war. So waren auch die beiden Hubschrauber auf dem Weg zu ihrem Ziel in Russlands nördlichem Kaukasus voll aufmunitioniert. Jeder von ihnen hatte vierhundertfünfzig 30-mm-Geschosse für seine Unterrumpf-Maschinenkanone an Bord. Dazu kamen noch vierzig ungeleitete Luft-Boden-Raketen, Kaliber 80 mm, die von außen liegenden Rohrstartbehältern abgefeuert wurden, und ein Dutzend AT-16 – lasergesteuerte Panzerabwehrlenkwaffen, die an zwei externen Pylonen unter den Stummelflügeln hingen.

Die beiden Ka-50 waren »Notschnij«-(Nacht)-Modelle, die schon allein durch ihre schwarze Farbe in der Dunkelheit kaum zu erkennen waren. Als sie sich jetzt ihrem Ziel näherten, verhinderten nur die Nachtsichtgeräte der Piloten, ihre ABRIS-Moving-Maps-Navigationssysteme und ihr FLIR (Forward-Looking Infrared Radar), dass die Hubschrauber auf die steilen Felswände auf beiden Talseiten oder den Talboden prallten oder in der Luft miteinander kollidierten.

Der Führungspilot überprüfte die Zeit bis zum Erreichen des Ziels und rief dann in das Mikro seines Headsets: »*Sjem minut!*« Sieben Minuten.

»*Ponjal*« – Verstanden –, kam die Antwort aus dem Schwarzen Hai hinter ihm.

Das Dorf, das sieben Minuten später in Flammen aufgehen würde, lag noch in tiefem Schlaf.

In einer Scheune mitten in einer Gebäudegruppe auf der felsigen Anhöhe über dem Tal lag Israpil Nabijew auf seinem Strohlager und versuchte zu schlafen. Er steckte den Kopf in den Mantelkragen und verschränkte die Arme fest um seinen Brustgurt. Sein dichter Vollbart schützte seine

Wangen ein wenig, aber seine hervorstehende Nasenspitze war schutzlos der Kälte ausgesetzt. Seine Handschuhe hielten die Finger warm, aber ein stetiger kalter Luftzug blies ihm die Ärmel bis zu den Ellenbogen hoch.

Nabijew war ein Stadtkind. Er stammte aus Machatschkala an der Küste des Kaspischen Meeres. Er hatte zwar schon in unzähligen Scheunen, Höhlen, Zelten oder Erdgräben unter freiem Himmel genächtigt, war jedoch in einem Wohnplattenbau mit Strom, fließendem Wasser, Toiletten und einem Fernseher aufgewachsen, Annehmlichkeiten, die er im Moment schmerzlich vermisste. Doch er beklagte sich nicht. Er wusste, dass diese Inspektionstour nötig war. Es gehörte zu seinen Aufgaben, alle paar Monate die Runde zu machen und seine Truppen reihum zu besuchen, ob ihm das nun passte oder nicht.

Wenigstens musste er nicht alleine leiden. Tatsächlich ging Nabijew *nirgendwo* alleine hin. Fünf Mitglieder seiner Sicherheitstruppe froren mit ihm in dieser eiskalten Scheune. Er hörte in der Dunkelheit ihr Schnarchen und roch ihre Körper und das Waffenöl ihrer Kalaschnikows. Die anderen fünf Männer, die ihn aus Machatschkala hierher begleitet hatten, hielten zusammen mit der Hälfte der einheimischen Kämpfer draußen Wache. Sie saßen hellwach mit dem Gewehr im Schoß vor der Scheune. Nur die Kanne mit heißem Tee, die ständig nachgefüllt wurde, spendete ihnen von Zeit zu Zeit etwas Wärme.

Israpils eigenes Gewehr lag als letztes Mittel der Selbstverteidigung in Griffweite. Es handelte sich um eine AK-74U, eine Variante der altherwürdigen, aber immer noch hocheffizienten Kalaschnikow, die sich durch einen verkürzten Lauf auszeichnete, was zu einer höheren Feuerrate führte. Als er sich zur Seite rollte, um dem unangenehmen Luftzug zu entgehen, tastete er mit der Hand nach deren Plastikgriff, zog sie näher an sich heran und drehte sich

dann auf den Rücken. Mit den schweren Stiefeln an seinen Füßen, dem Pistolengurt um die Hüfte und dem an seinen Oberkörper geschnallten Brustgurt voller Gewehrmagazine war es verdammt schwer, eine einigermaßen bequeme Stellung zu finden.

Eigentlich hielt ihn jedoch nicht die Unbequemlichkeit dieser Scheune und seiner Ausrüstung, sondern vor allem die ständig nagende Sorge vor einem Angriff wach. Israpil wusste sehr wohl, dass die Russen es auf ihn abgesehen hatten. Sie hielten ihn für den zukünftigen Kopf des Widerstands, für die Zukunft seines Volkes, und zwar nicht nur die Zukunft des islamischen Dagestans, sondern die Zukunft eines islamischen Kalifats im Kaukasus.

Nabijew war ein erstrangiges Ziel Moskaus, da er fast sein ganzes bisheriges Leben gegen dessen Repräsentanten gekämpft hatte. Bereits im Alter von elf Jahren hatte er damit begonnen. Seinen ersten Russen hatte er 1993 in Bergkarabach mit gerade einmal fünfzehn Jahren getötet. Seitdem hatte er in Grosny, Tiflis, Zchinwali und Machatschkala noch viele andere zur Strecke gebracht.

Jetzt war er mit nicht einmal fünfunddreißig Jahren zum militärischen Führer der dagestanischen radikalislamischen Organisation Jamaat Shariat, der »Islamischen Rechtsgemeinschaft«, aufgestiegen, wobei er Kämpfer vom Kaspischen Meer im Osten bis nach Tschetschenien, Georgien und Ossetien im Westen anführte, die alle für dasselbe Ziel kämpften: die Vertreibung der fremden Invasoren und die Errichtung der Scharia.

*Inschallah* – so Gott will – würde Israpil Nabijew schon bald seinen Traum erfüllen und alle islamischen Organisationen des Kaukasus vereinen.

Die Russen hatten also recht. Er *war* die Zukunft des Widerstands.

Auch seine eigenen Leute wussten das, was sein hartes



Leben etwas erleichterte. Die zehn Soldaten in seiner Sicherheitstruppe würden genauso wie die dreizehn Kämpfer der örtlichen Argwanizelle voller Stolz ihr Leben für Israpil hingeben.

Erneut wuchtete er seinen Körper herum, um sich vor dem unangenehmen Luftzug zu schützen und wenigstens noch etwas Ruhe zu finden, wobei er jedoch seine Waffe nicht aus der Hand ließ. *Man muss es nehmen, wie es kommt*, dachte er. Er hoffte, dass zumindest vor Tagesanbruch keiner seiner Männer sein Leben für ihn opfern musste.

Israpil Nabijew glitt in den Schlaf hinüber, während auf der Anhöhe über dem Dorf der erste Hahn krächte.

Das Krähen des Hahns unterbrach den Funkspruch des Russen, der einige Meter von dem großen Vogel entfernt im hohen Gras lag. Er wartete ein paar Sekunden, bis der Hahn zum dritten Mal gekrächte hatte, dann brachte er seine Lippen wieder an das Funkgerät heran, das an seinem Brustgurt festgemacht war. »Alpha-Team an Aufklärung. Wir sehen euch und schließen in einer Minute zu euch auf.«

Es gab keine gesprochene Antwort. Das Scharfschützenteam war gezwungen gewesen, bis auf zehn Meter an einen Ziegelschuppen heranzurücken, um ihr Ziel weitere hundert Meter vor ihnen ins Blickfeld zu bekommen. So nahe am Gegner würden sie auf keinen Fall sprechen, nicht einmal flüstern. Der vorgeschobene Beobachter drückte nur zwei Mal auf seine Sendetaste. Die beiden Klicks bestätigten, dass er die Botschaft des Alpha-Teams empfangen hatte.

Auf der Anhöhe hörten acht Mann die beiden Klicks und rückten daraufhin langsam durch die Dunkelheit vor.

Alle acht gehörten zusammen mit den zwei Scharfschützen zu den bewaffneten Kräften des russischen Federalnaja

Sluschba Besopasnosti, des »Föderalen Dienstes für die Sicherheit der Russischen Föderation«, wie der aus dem KGB hervorgegangene russische Inlandsgeheimdienst jetzt hieß. Sie waren sogar Teil des Alpha-Direktorats des Zentrums für Spezialoperationen des FSB. Als absolute Elite-truppe aller russischen Speznaz-Einheiten waren die Mitglieder der Alpha-Gruppe Experten auf dem Gebiet der Terrorismusbekämpfung, Geiselbefreiung, des Häuser- und Straßenkampfes und einer ganzen Reihe weiterer tödlicher Fertigkeiten. Sie waren allesamt Spezialisten im Gebrauch von Feuer- und Stichwaffen sowie Sprengstoffen und im Nahkampf. Dieses Alpha-Team bestand aus hartgesottenen Profikillern, die sich lautlos durch das Gelände bewegten und verdeckt operieren konnten.

Die ganze Nacht waren die Russen langsam vorgerückt, wobei die gespannte Aufmerksamkeit all ihrer Sinne niemals nachließ. Ihr Eindringen war perfekt gelungen. Auf dem sechsstündigen Weg zu ihrem Zielpunkt hatten sie nichts als Wald gerochen und außer Tieren nichts Lebendiges gesehen: Kühe, die im Stehen schliefen oder unbeaufsichtigt auf Weiden grasten, Füchse, die aus dem Wald herauskamen und wieder darin verschwanden, und sogar Steinböcke, die sich hoch oben durch den nackten Fels bewegten.

Dagestan war ihnen nicht fremd, die Operationen im benachbarten Tschetschenien waren da weitaus vertrauter. Offen gesagt, gab es dort einfach mehr Terroristen, die getötet werden mussten, als in Dagestan, obwohl die Jamaat Shariat alles unternahm, um mit ihren muslimischen Brüdern im Westen gleichzuziehen. In Tschetschenien gab es mehr Berge und Wälder, während die Hauptkonfliktzonen in Dagestan in den Städten lagen. Allerdings bildete das heutige »Omega«, das heutige Ziel, die Ausnahme von dieser Regel. Bewaldete Felshöhen umgaben eine

eng beieinanderliegende Ansammlung von Gehöften, verbunden durch unbefestigte Wege, in deren Mitte eine Rinne verlief, durch die das Regenwasser zum Fluss weiter unten ablaufen konnte.

Die Soldaten hatten ihr Dreitagegepäck einen Kilometer weiter hinten abgelegt und trugen jetzt nur noch das am Körper, was für den Kampf nötig war. Jetzt versuchten sie, unsichtbar zu bleiben, und robbten auf allen vieren über die Weide direkt oberhalb des Dorfes und danach jeweils zu zweit über eine Viehkoppel. Sie passierten ihr Scharfschützenteam am Rand der Ansiedlung und schlichen dann zwischen den Gebäuden hindurch, einem Futterschuppen, einem Klohäuschen, einem Einfamilienhaus und einem aus Ziegeln errichteten Traktorschuppen mit Wellblechdach. Dabei hatten sie jede Ecke, jeden Weg und jedes dunkle Fenster mit ihren Nachtsichtgeräten fest im Blick.

Sie trugen AK-105-Gewehre und Hunderte von zusätzlichen 5,45x39-mm-Patronen in flachen Magazinbrustgurten, die es ihnen erlaubten, sich flach auf den Boden zu legen, um sich vor den Augen eines Wächters oder feindlichem Beschuss zu verbergen. Ihre grünen Feldjacken und gleichfarbigen Schutzwesten waren schlammverschmiert, mit Grasflecken übersät und von geschmolzenem Schnee und dem Schweiß durchnässt, den sie trotz der Kälte bei ihrem anstrengenden Vormarsch vergossen.

An ihren Gürteln hingen Holster mit russischen Varjag-MP-445-Pistolen, Kaliber 9 mm. Einige trugen daneben noch schallgedämpfte 5,45-mm-Pistolen, um eventuelle Wachhunde mit einem 45-Grain-Hohlspitzgeschoss in den Kopf schlagartig ruhigzustellen.

Sie fanden den mutmaßlichen Aufenthaltsort ihrer Zielperson und bemerkten dabei Bewegungen vor der Scheune. Wachen! In den danebenliegenden Gebäuden würde es

sicher noch mehr geben. Einige waren bestimmt auch noch wach, obwohl ihre Aufmerksamkeit in dieser frühen Morgenstunde sicher nicht mehr die größte war.

Sie umgingen den Zielbereich in einem weiten Bogen, wobei sie zuerst eine Minute lang mit dem Gewehr in den Armbeugen auf ihren Ellbogen krochen, um sich dann zwei weitere Minuten auf Händen und Knien vorwärtszubewegen. Ein Esel wurde unruhig, ein Hund bellte, und eine Ziege meckerte, was jedoch alles für den frühen Morgen in einem Bauerndorf nichts Ungewöhnliches war. Schließlich verteilten sich die acht Soldaten in vier Zweiergruppen entlang der Rückseite des Gebäudes, wobei jede ein vorherbestimmtes Schussfeld abdeckte. Hilfreich war, dass ihre russischen Gewehre mit einem amerikanischen holografischen Laservisier der Firma EOTech ausgerüstet waren. Die Männer visierten sorgfältig durch ihr rotes Fadenkreuz die ihnen zugewiesenen Fenster, Türen oder Gebäudedurchgänge an.

Dann, und erst dann, flüsterte der Teamführer in sein Funkgerät: »Sind in Stellung!«

Ein gewöhnlicher Angriff auf einen Terroristenstützpunkt hätte ganz anders ausgesehen. Die Alpha-Truppe wäre mit großen Mannschaftstransportpanzern oder Hubschraubern angerückt. Flugzeuge hätten das Dorf mit Raketen angegriffen, während die Teams von ihren Schützenpanzern abgesprungen wären oder sich von den Transporthubschraubern abgeseilt hätten.

Aber das hier war kein gewöhnlicher Einsatz. Sie hatten den Auftrag, ihre Zielperson – wenn irgend möglich – lebend zu fangen.

Laut FSB-Quellen kannte der Mann, hinter dem sie her waren, die Namen, Aufenthaltsorte und Verbindungen praktisch aller dschihadistischen Führer in Dagestan, Tschetschenien und Inguschetien. Bekam man ihn in die

Finger und konnte seine Kenntnisse »abschöpfen«, dann könnte der islamistischen Sache ein annähernd tödlicher Schlag versetzt werden. Die acht Mann, die jetzt fünfundzwanzig Meter von der Rückseite des Zielgebäudes entfernt in der Dunkelheit kauerten, sollten dabei als Sperrereinheit jeden Ausbruch der Muslime verhindern. Die eigentlichen Angreifer näherten sich gleichzeitig zu Fuß von Westen her durch das Tal. Laut Operationsplan sollten sie die Zielperson in die Falle hinter der Scheune treiben.

Der Operationsplan der Alpha-Gruppe beruhte auf deren Kenntnis der Taktiken, die die Aufständischen hier im Kaukasus gewöhnlich anwandten. Wenn sie von überlegenen Kräften angegriffen wurden, versuchten die jeweiligen Anführer sofort zu entkommen. Dabei waren die Dagestaner und Tschetschenen auf keinen Fall Feiglinge. Nein, Mut besaßen sie sogar im Überfluss. Aber ihre Anführer mussten auf jeden Fall geschützt werden. Die Fußsoldaten nahmen dabei Stellungen in vorgeschobenen Gebäuden und durch Sandsäcke geschützten Bunkern ein, um von dort aus den Angreifern Widerstand zu leisten. Ein einzelner Mann konnte dabei mit einer einzigen Waffe eine ganze Eingreiftruppe so lange aufhalten, bis der Anführer und seine persönliche Wachmannschaft in die umliegenden, unwegsamen Berge geflohen waren, die sie wahrscheinlich genauso gut kannten wie die Körperformen ihrer Geliebten.

Die acht Mann der Speznaz-Sperrereinheit warteten also in der Dunkelheit, kontrollierten ihren Atem und Herzschlag und bereiteten sich darauf vor, einen einzigen Mann zu fangen. Jeder von ihnen trug in der Kartentasche seiner ballistischen Schutzweste eine beige Laminatkarte mit einem Porträt Israpil Nabijews.

Wenn diese russischen Spezialtruppen einen Mann fangen würden, dessen Gesicht mit diesem Foto übereinstimmte, stand sein weiteres Schicksal fest.

Sollte das Gesicht des Gefangenen dagegen nicht dem des Gesuchten entsprechen, wäre das für den entsprechenden Mann noch verhängnisvoller, denn die Russen wollten nur eine einzige Person in diesem Dorf lebend in ihre Gewalt bringen.

**D**ie Hunde reagierten zuerst. Das Knurren eines großen Kaukasischen Schäferhunds wurde von den anderen Tieren im ganzen Dorf aufgenommen und beantwortet. Allerdings hatte sie nicht der Geruch der Russen alarmiert, denn die Speznaz-Männer hatten ihn mit Chemikalien und mit Silberfasern gefütterter Unterwäsche maskiert, die alle Körpergerüche überdeckten. Vielmehr konnten die Hunde die Bewegungen der Männer spüren. Und plötzlich bellten so viele, dass sie sich das Schicksal ersparten, mit den 5,45-mm-Pistolen ruhiggestellt zu werden.

Die dagestanischen Wachen vor der Scheune schauten sich um. Ein paar leuchteten gelangweilt mit ihren Taschenlampen in die Dunkelheit hinein. Einer schrie die Hunde an, sie sollten endlich die Schnauze halten. Als sich das Gebell und Geheule zu einem Höllenlärm steigerte, sprangen die Wachleute auf und brachten ihre Gewehre in Anschlag.

In diesem Augenblick erfüllte das Donnern der Hubschrauberrotoren das Tal.

Israpil wurde aus dem Schlaf gerissen und sprang auf, bevor er noch ganz wach war und ihm bewusst wurde, was genau ihn aufgeweckt hatte.

»Russische Hubschrauber!«, schrie jemand, obwohl das

in diesem Augenblick schon jedem klar war. Auch Nabijew hörte jetzt das rhythmische Pochen der Rotoren. Außer den Russen hatte hier in der Gegend keiner Hubschrauber. Israpil wusste, dass ihnen nicht mehr viel Zeit blieb. Sofort gab er den Befehl zur Flucht. Der Anführer seiner Sicherheitstruppe befahl über Funk der Argwanizelle, mit ihren Panzerfäusten ins Freie vorzurücken, um dort den anfliegenden Maschinen entgegenzutreten. Danach wies er die beiden Fahrer an, ihre Pick-ups vor den Eingang der Scheune zu fahren.

Israpil war jetzt endgültig hellwach. Er entsicherte seine kurzläufige Kalaschnikow und stellte sich mit der Waffe an der Schulter ans Tor der Scheune. Er wusste, dass der Lärm der Helikopter noch eine weitere Minute durch das Tal schallen würde, bevor die Russen tatsächlich über ihnen auftauchen würden. In den letzten beiden Jahrzehnten hatte er es oft genug mit russischen Kampfhubschraubern zu tun gehabt.

Dreißig Sekunden später erschien der erste Pick-up vor dem Eingang der Scheune. Ein Wachmann öffnete die Beifahrertür und sprang dann selbst auf die hintere Ladefläche. Zwei weitere öffneten das Scheunentor.

Israpil trat als Dritter ins Freie. Er hatte in der frühmorgendlichen Luft noch keine zwei Schritte zurückgelegt, als plötzlich ganz in der Nähe der Überschallknall von Gewehrfeuer zu hören war. Zuerst glaubte er, dass einer seiner Männer blindlings in die Dunkelheit schießen würde, aber als ihm heißes, nasses Blut direkt ins Gesicht spritzte, erkannte er seinen Irrtum. Eine seiner Wachen war getroffen worden. Aus der aufgerissenen Brust sprudelte das Blut hervor. Der Mann geriet ins Taumeln und fiel zu Boden.

Israpil duckte sich und rannte los. In diesem Moment fing das Schießen jedoch erst richtig an. Ein wahrer Geschosshagel durchschlug Blech und Glas des Pick-ups.



Der Militärkommandeur der Jamaat Shariat sah auf der Straße Mündungsfeuer, das aus Richtung einer fünfundzwanzig Meter weiter oben liegenden Wellblechhütte kam. Der Muslim auf der Ladefläche richtete sich auf und schoss nur ein einziges Mal zurück, bevor er vom Pick-up in die schlammige Abflussrinne mitten auf der unbefestigten Straße hinunterfiel. Der Beschuss ging ununterbrochen weiter. Nabijew erkannte, dass es sich um mehrere Kalaschnikows und ein einziges russisches leichtes PPM-Maschinengewehr handelte. Als er sich umdrehte, schlugen ihm die Funken der Kupfermantelgeschosse, die in die steinerne Wand der Scheune einschlugen, um die Ohren. Er duckte sich noch tiefer und prallte auf zwei seiner Wachleute, die er sofort in die Scheune zurückschob.

Gemeinsam rannten sie durch das dunkle Gebäude an den beiden an der Westwand angebundenen Eseln vorbei auf ein großes rückwärtiges Fenster zu, als sie plötzlich eine Explosion erstarren ließ. Nabijew lief zur Außenwand hinüber und linste durch den breiten Riss, dessen Zugluft ihn die ganze Nacht regelrecht gefoltert hatte. Über dem Tal hatten kurz vor dem Dorf zwei Kampfhubschrauber Angriffsstellung eingenommen. Ihre Umrisse waren noch schwärzer als der schwarze Himmel, bis beide eine Raketensalve aus seinen Pylonen abfeuerten. Plötzlich waren die metallischen Kampfmaschinen hell erleuchtet, während Flammenstreifen an der Spitze von weißen Wölkchen auf das Dorf zurasten und eine gewaltige Explosion ein hundert Meter weiter westlich gelegenes Gebäude erschütterte.

»Schwarze Haie!«, rief er in den dunklen Raum hinein.

»Zur Hintertür!«, schrie ihm einer seiner Männer zu und rannte los. Nabijew folgte ihm, obwohl er bereits wusste, dass er umzingelt war. Niemand würde kilometerweit durch die Gegend robben, um diesen Ort anzugreifen, wie

es die Russen getan hatten, und es dann versäumen, ihm den Fluchtweg abzuschneiden. Trotzdem blieb ihm keine andere Wahl. Die nächste Raketensalve konnte die Scheune treffen und ihn und seine Männer zu Märtyrern machen, ohne ihnen die Möglichkeit zu geben, einige Ungläubige ins Jenseits mitzunehmen.

Die Russen auf der Rückseite der Scheune lagen immer noch lautlos in Deckung, ohne sich zu rühren. Die vier Zweiergruppen warteten geduldig, während die Angreifer auf der anderen Seite weiter vorrückten und die Schwarzen Haie mit ihren Raketen Tod und Verderben über das Dorf brachten.

Zwei Mann der Alpha-Gruppe hatten den Auftrag, die Sechs-Uhr-Position abzusichern und auf alle Mudschahedin oder bewaffneten Zivilisten zu achten, die eventuell durch das Dorf auf die Anhöhe emporsteigen würden. Allerdings war ihnen die direkte Sicht auf einen kleinen Ziegelschuppen versperrt, der südöstlich der am weitesten im Osten platzierten Speznaz-Kämpfer lag. Plötzlich erschien in einem dunklen offenen Fenster der Lauf einer Repetierbüchse und zielte auf den nächsten Russen. Gerade als sich die Hintertür der Scheune öffnete, ging ein Schuss los. Das Geschoss traf die Stahlplatte auf dem Rücken des Alpha-Gruppen-Manns, der durch die Einschlagswucht kopfüber zu Boden geschleudert wurde. Sein Partner wirbelte herum und erwiderte das Feuer. Der Schusswechsel warnte die Rebellen, die gerade die Scheune verließen, dass sie drauf und dran waren, in eine Falle zu laufen. Alle fünf Dagestanner stürmten daraufhin durch die Tür ins Freie und feuerten mit ihren Kalaschnikows in alle Richtungen, ohne in der Dunkelheit den Feind sehen zu können.

Ein Stück Kupfer, das völlig verdrehte Bruchstück eines 7,62-mm-Geschosses, das als Querschläger von einem Stein

auf dem Boden abgeprallt war, traf einen Speznaz-Soldaten direkt in den Hals, durchschlug seinen Adamsapfel und durchtrennte seine Halsschlagader. Er fiel nach hinten, fasste sich an die Kehle und wand sich zuckend im Todeskampf. In diesem Augenblick trat für die Spezialtruppe die Gefangennahme der Zielperson erst einmal in den Hintergrund. Die Männer schossen aus allen Rohren auf die Terroristen, während weitere Mudschaheddin aus der Hintertür der steinernen Scheune herausstürmten.

Als die Russen zu schießen begannen, schützte der Anführer von Nabijews Sicherheitstruppe seinen Chef mit dem Körper. Nur Sekunden später war sein Oberkörper von 5,45-mm-Geschossen durchsiebt. Selbst als noch einige andere von Nabijews Kämpfern tot zusammenbrachen, hörte dessen Truppe nicht auf zu feuern, während ihr Anführer verzweifelt zu fliehen versuchte. Er warf sich auf die Seite, rollte auf dem Boden von der Scheunentür weg und stand dann wieder auf, um mit seiner AK-74U in die Nacht hineinzu schießen. Er leerte sein ganzes Magazin, während er dicht an der Scheunenwand entlanglief, um dann in einem dunklen, engen Durchgang zwischen zwei langen Wellblech-Lagerschuppen zu verschwinden. Er hatte das Gefühl, nicht allein zu sein, wollte aber auf keinen Fall seine Geschwindigkeit verringern, indem er nach hinten sah. Er rannte immer weiter. Dabei wunderte er sich, dass er den Kugelhagel, der seine Männer niedergemäht hatte, unbeschadet überstanden hatte. Bei seiner Flucht stieß er an die beiden Wellblechwände und geriet ins Stolpern. Seine Augen waren auf die Öffnung zwanzig Meter vor ihm fixiert. Mit den Händen nestelte er ein frisches Gewehr Magazin aus seinem Brustgurt. Sein Gewehr, dessen Lauf durch das Dreißig-Schuss-Dauerfeuer glühend heiß geworden war, dampfte in der kühlen Morgenluft.

Als er das Magazin einführte und seine Kalaschnikow durchlud, verlor er zum dritten Mal das Gleichgewicht. Er fiel auf die Knie, und dabei glitt ihm seine Waffe fast aus den behandschuhten Händen. Er konnte sie gerade noch auffangen und kam dann wieder auf die Beine. Am Ende der Lagerschuppen hielt er schließlich an und schaute um die Ecke. Es war niemand zu sehen. Hinter ihm war weiterhin automatisches Gewehrfeuer zu hören, und das Donnern der Explosionen hallte von den Talwänden wider, wobei ihm jede Salve mehrmals hintereinander in die Ohren drang, weil die Schallwellen durch das Dorf wanderten.

Das Funkgerät am Schulterriemen seines Brustgurts quäkte. Seine über das Gebiet verstreuten Männer nahmen zueinander Kontakt auf. Er achtete nicht darauf und rannte weiter.

Etwas weiter den Abhang hinunter flüchtete er sich in ein brennendes Ziegelhaus. Eine russische Rakete war durch das Dach geschlagen und hatte die Einrichtung in Brand gesetzt. Irgendwo hier mussten auch Leichen liegen, aber er hatte keine Zeit, sich näher umzusehen. Er lief zu einem offenen Rückfenster hinüber und sprang hinaus ins Freie. Dabei blieb er mit dem Fuß am Fensterahmen hängen und fiel kopfüber hinaus. Mit Mühe rappelte er sich auf. Durch das Adrenalin, das durch seinen Körper gepumpt wurde, bekam er nicht einmal richtig mit, dass er in den vergangenen dreißig Sekunden viermal gestürzt war.

Bis es ihn erneut erwischte.

Hundert Meter von der steinernen Scheune entfernt, knickte mitten auf einem unbefestigten Durchgangsweg auf gerader Strecke sein rechtes Bein weg. Israpil stürzte zu Boden, vollführte eine vollständige Rolle vorwärts und landete schließlich auf dem Rücken. Es kam ihm überhaupt

nicht in den Sinn, dass ihn die Russen von der Scheune her angeschossen haben könnten. Er spürte keinen Schmerz. Als er jedoch wieder auf die Beine zu kommen versuchte, geriet er mit der Hand an den Oberschenkel, der sich glitschig anfühlte. Als er nachschaute, bemerkte er, dass Blut aus einem gezackten Loch im abgetragenen Baumwollstoff herausfloss. Jetzt nahm er sich die Zeit, sich das Ganze genauer anzusehen. Das dunkle Blut glänzte im Licht eines etwas weiter unten stehenden, lichterloh brennenden Pick-ups. Im Schenkel direkt über dem Knie klappte eine Wunde. Inzwischen war seine Tarnhose bis hinunter zum Stiefel blutgetränkt.

Irgendwie schaffte er es trotzdem wieder auf die Beine. Als er einen Schritt nach vorn machen wollte, wobei er sein Gewehr als Krücke benutzte, stand er plötzlich im hellsten, heißesten weißen Licht, das er je erlebt hatte. Der Strahl kam direkt vom Himmel. Es war der Scheinwerfer eines zweihundert Meter vor ihm schwebenden Schwarzen Hais.

Israpil Nabijew wusste, dieses Licht bedeutete, dass die Ka-50 gleichzeitig auch eine 30-mm-Kanone auf ihn gerichtet hatte. In ein paar Sekunden würde er also zum *Schahid*, zum Märtyrer, werden.

Es erfüllte ihn mit Stolz.

Er atmete tief durch und wollte gerade sein Gewehr auf den großen Schwarzen Hai richten, als ihm jemand den Schaft einer AK-105 an den Hinterkopf schlug und alles in Israpil Nabijews Welt schwarz wurde.

Das Erwachen war schmerzhaft. Ihm tat der Kopf entsetzlich weh. Tief in seinem Hirn fühlte er einen dumpfen Schmerz, während sich die Oberfläche seiner Kopfhaut anfühlte, als versetzte ihr jemand tausend kleine Stiche. Auf seinem rechten Schenkel hatte man einen Druckverband

angebracht, der den Blutfluss aus seiner Wunde stoppte. Seine Arme waren nach hinten verdreht, und seine Schultern fühlten sich an, als ob sie sich jeden Moment ausrenken würden. Seine Handgelenke hatte man mit kalten eisernen Handschellen aneinandergelockt. Schreiende Männer stießen ihn herum, als man ihn auf die Füße zog und gegen eine Steinmauer presste.

Eine Taschenlampe leuchtete ihm ins Gesicht. Er zuckte vor dem hellen Lichtschein zurück.

»Sie sehen alle gleich aus«, meldete sich eine russische Stimme hinter dem Licht. »Stellt sie alle in eine Reihe.«

Israpil merkte, dass er sich immer noch in dem Dorf auf der Höhe befand. In der Ferne hörte er weiterhin sporadisches Schießen. Die Russen räumten wohl endgültig auf.

Vier weitere Überlebende der Jamaat Shariat mussten sich jetzt an der Wand neben ihm aufstellen. Israpil Nabijew wusste ganz genau, was die Russen hier taten. Diese Speznaz-Männer hatten den Befehl, ihn lebend zu fassen. Mit dem Schmutz, dem Schweiß und den Bärten auf ihren Gesichtern hatten sie jedoch Schwierigkeiten, den Gesuchten in diesem Dämmerlicht zu identifizieren. Israpil schaute die anderen an. Zwei waren Mitglieder seiner Sicherheitstruppe, zwei andere kannte er nicht. Sie gehörten offenbar zur Argwanizelle. Sie alle trugen wie er schulterlanges Haar und einen dichten Vollbart.

Die Russen stellten die fünf Männer nebeneinander Schulter an Schulter an der kalten Steinmauer auf und hielten sie mit ihren Gewehrläufen in Schach. Eine behandschuhte Hand packte den ersten Dagestaner an den Haaren und zog seinen Kopf in die Höhe. Ein weiterer Alpha-Gruppen-Kämpfer richtete eine Taschenlampe auf den Mudscheddin. Ein Dritter hielt eine laminierte Karte mit dem Foto eines bärtigen Mannes neben das Gesicht des Rebellen.

»Njet«, sagte ein Russe.

Sofort erschien der schwarze Lauf einer Varjag, Kaliber 9 mm, im Licht. Jemand betätigte den Abzug. Es folgten ein Lichtblitz und ein lautes Krachen, das in dem engen Häuserdurchgang widerhallte, und der Kopf des bärtigen Terroristen wurde nach hinten gerissen. Er sank zusammen und hinterließ auf der Mauer hinter sich Blut, Knochensplitter und Gehirnmasse.

Das laminierte Foto wurde jetzt neben den zweiten Aufständischen gehalten. Erneut wurde der Kopf des Mannes in eine Position gezogen, in der sein Gesicht klar zu erkennen war. Er blinzelte im hellen, weißen Strahl der Taschenlampe.

»Njet.«

Die automatische Pistole tauchte auf und schoss ihm in die Stirn.

Der dritte bärtige Dagestaner war Israpil. Eine behandschuhte Hand zog ihm ein verfilztes Haarbüschel von den Augen und entfernte etwas Schmutz aus seinem Gesicht.

»Nj... Moschet bytj« – Vielleicht –, sagte die Stimme. Dann: »Ich glaube, er ist es.« Eine kleine Pause. »Israpil Nabijew?«

Israpil gab keine Antwort.

»Ja ... er ist es.« Die Taschenlampe wurde gesenkt und ein Gewehr richtete sich auf die beiden Jamaat-Shariat-Rebellen links von Israpil.

*Bumm! Bumm!*

Die Männer wurden gegen die Mauer geschleudert und fielen dann nach vorne zu Israpils Füßen in den Schlamm.

Einen kleinen Augenblick stand Nabijew allein vor der Mauer, dann packte ihn ein Russe am Genick und zog ihn in Richtung eines Hubschraubers, der gerade auf einer Viehweide etwas weiter unten im Tal landete.

Die beiden Schwarzen Haie schwebten immer noch über dem Dorf. In unregelmäßigen Abständen zerschossen sie

mit ihren Kanonen ganze Gebäude und töteten Mensch und Tier gleichermaßen. Dies würde noch ein paar Minuten so weitergehen. Dabei würden sie jedoch nicht jede lebendige Seele auslöschen. Dies würde mehr Zeit und Aufwand erfordern, als sie aufbringen wollten. Sie taten jedoch ihr Bestes, um das Dorf systematisch zu zerstören, das den Anführer der dagestanischen Widerstandsbewegung bei sich aufgenommen hatte.

Nabijew wurde jetzt bis auf die Unterwäsche ausgezogen und durch den lauten und heftigen Abwind der Rotoren eines Mi-8-Transporthubschraubers den Abhang hinuntergetragen. Die Soldaten hoben ihn hinein und keteten ihn mit Handschellen an die Innenwand der Kabine. Links und rechts von ihm setzten sich zwei schmutzige Soldaten der Alpha-Gruppe, die schwarze Skimasken trugen. Ein letztes Mal konnte er durch die offene Kabinentür nach draußen sehen. Während die Dämmerung allmählich die rauchgeschwängerte Luft im Tal erhellte, legten die Speznaz-Agenten die Leichen von Nabijews toten Kameraden nebeneinander auf den Boden und fotografierten mit Digitalkameras deren Gesichter. Dann nahmen sie mit Stempelkissen und Papier ihre Fingerabdrücke.

Die Mi-8 hob ab.

Der Speznaz-Mann rechts von Nabijew lehnte sich zu ihm hinüber und schrie ihm auf russisch ins Ohr: »Angeblich warst du die Zukunft deiner Bewegung. Gerade bist du zu deren Vergangenheit geworden.«

Israpil lächelte. Als der Speznaz-Unteroffizier das sah, rammte er ihm sein Gewehr in die Rippen. »Was ist daran so lustig?«

»Ich habe gerade daran gedacht, was mein Volk alles unternehmen wird, um mich zurückzubekommen.«

»Vielleicht hast du recht. Vielleicht sollte ich dich gleich hier und jetzt töten.«



Israpil lächelte erneut. »Jetzt denke ich an alles, was mein Volk zu meinem Gedächtnis tun würde. Du kannst einfach nicht gewinnen, russischer Soldat. Du kannst nicht gewinnen.«

Die blauen Iriden des Russen schauten durch die Augenschlitze der Skimaske den Gefangenen eine geraume Zeit an, während die Mi-8 immer mehr an Höhe gewann. Schließlich schlug er Israpil wieder mit seinem Gewehr in die Rippen und lehnte sich dann mit einem Schulterzucken an die Kabinenwand zurück.

Als der Hubschrauber aus dem Tal herausstieg und in Richtung Norden weiterflog, stand das Dorf unter ihm in hellen Flammen.

**D**er Präsidentschaftskandidat John Patrick Ryan stand allein im Männerumkleideraum einer Highschool-Turnhalle in Carbondale, Illinois. Seine Anzugjacke hing neben ihm an einem Garderobenständer. Er trug eine burgunderrote Krawatte, ein leicht gestärktes cremefarbenes Abendhemd mit doppelten Manschetten und eine frisch gebügelte dunkelgraue Anzughose.

Er nahm einen Schluck aus einer Tafelwasserflasche und hielt ein Handy an sein Ohr.

Plötzlich klopfte jemand ganz sanft, fast entschuldigend an die Tür, die sich gleich darauf öffnete. Eine junge Frau mit Headset beugte sich hinein. Hinter ihr erkannte Jack die linke Schulter seiner leitenden Secret-Service-Agentin Andrea Price-O'Day. Darüber hinaus bevölkerten noch zahlreiche andere Leute den Gang zur voll besetzten Turnhalle, wo eine lärmende Menge johlte, rhythmisch in die Hände klatschte und die blecherne Lautsprechermusik zu übertönen versuchte.

Die junge Frau sagte: »Wir sind fertig, wenn Sie es sind, Mr. President.«

Jack lächelte höflich und nickte. »Ich bin gleich da, Emily.«

Emily zog ihren Kopf zurück, und die Tür schloss sich wieder. Jack hielt weiterhin sein Handy ans Ohr, hörte allerdings nur die Mailboxansage seines Sohnes.

»Hi, dies ist der Anschluss von Jack Ryan jr. Sie wissen, was Sie jetzt tun müssen.«

Es folgte der obligatorische Piepton.

Jack sr. versuchte möglichst lässig und unaufgeregt zu klingen, was jedoch seiner wahren Stimmungslage ganz und gar nicht entsprach. »He, Kleiner. Lange nichts von dir gehört. Ich habe mit deiner Mutter gesprochen, und sie hat mir gesagt, du seist beschäftigt und musstest deine heutige Verabredung zum Essen mit ihr absagen. Ich hoffe, dass bei dir alles in Ordnung ist.« Er machte eine Pause und fuhr dann fort: »Ich bin im Moment in Carbondale. Später am Abend fahren wir weiter nach Chicago. Ich werde den ganzen morgigen Tag dort sein. Am Abend werde ich mich dann mit Mom in Cleveland treffen, wo am Mittwoch die Debatte stattfindet. Okay ... Ich wollte mich nur mal wieder melden. Ruf mich oder Mom an, wenn du kannst, okay? Bye.« Ryan legte auf und warf das Handy auf ein Sofa, das man zusammen mit dem Garderobenständer und ein paar weiteren Möbelstücken extra für ihn in die provisorische Garderobe gestellt hatte. Jack wollte sein Mobiltelefon selbst im Vibrationsmodus keinesfalls in die Tasche stecken, damit er es nicht versehentlich zum Rednerpult mitnahm. Wenn ihn dort nämlich jemand anrufen würde, wäre er in Schwierigkeiten. Diese Ansteckmikrofone fingen nämlich noch das kleinste Geräusch auf. Zweifellos würde die ihn begleitende Pressemeute hinterher der ganzen Welt mitteilen, dass er seine Blähungen nicht unterdrücken könne und deshalb für die Führerschaft des mächtigsten Landes der Welt völlig ungeeignet sei.

Jack schaute in den bodenlangen Spiegel, den man zwischen zwei amerikanische Fahnen gestellt hatte, und zwang sich ein Lächeln ab. Früher war ihm das automatisch und ohne Anstrengung gelungen. Cathy hatte ihn jedoch neulich darauf hingewiesen, dass er in letzter Zeit

seine gewohnte »Jack-Ryan-Coolness« vermissen ließ, wenn er über die Politik seines Gegners, Präsident Ed Kealty, redete. Daran musste er vor der Debatte noch unbedingt arbeiten, wenn er mit Kealty selbst auf einer Bühne sitzen würde.

Heute Abend hatte er miese Laune. Diese musste er unbedingt abschütteln, bevor er das Podium betrat. Er hatte mit seinem Sohn, Jack jr., seit Wochen nicht mehr geredet und in der ganzen Zeit nur ein paar kurze, belanglose E-Mails ausgetauscht. Das passierte von Zeit zu Zeit. Ryan sr. wusste, dass er während seiner Wahlkampftour nur schwer zu erreichen war. Aber seine Frau Cathy hatte ihm vor ein paar Minuten erzählt, dass Jack sich nicht von seinem Job loseisen konnte, um sie an diesem Nachmittag in Baltimore zu treffen, und das beunruhigte ihn ein wenig.

Obwohl an Eltern, die mit ihren erwachsenen Kindern in Kontakt bleiben wollten, sicherlich nichts Ungewöhnliches war, hatten der Präsidentschaftskandidat und seine Frau durchaus Gründe zur Sorge, da sie beide wussten, womit ihr Sohn seinen Lebensunterhalt verdiente. Nun, musste Jack sr. denken, zumindest *er* wusste mehr oder weniger, was sein Sohn tat. Seine Frau wusste es ... in gewissem Maße. Vor einigen Monaten hatten sich Vater und Sohn mit Cathy zusammengesetzt, um es ihr genau zu erklären. Sie wollten sie über Jack jr.s Aufgaben als Analyst und Agent eines »inoffiziellen« Spionagedienstes unterrichten, der von Senior selbst gegründet und vom früheren Senator Gerry Hendley geleitet wurde. Das Gespräch hatte gut begonnen. Aber der gestrenge Blick von Dr. Cathy Ryan brachte die beiden Männer bald so aus dem Konzept, dass sie nur noch etwas von geheimen nachrichtendienstlichen Analysen stammelten. Es klang jetzt, als ob Jack jr. seine Tage an einem Schreibtisch verbrächte und Computerdateien auf der Suche nach verbrecherischen Finanzhaien und Geld-

wäschern überprüfte, eine Arbeit, deren einzige Gefahr Papierschneidwunden und das Karpaltunnelsyndrom waren.

*Wenn es nur so wäre*, dachte Jack sr., als eine neue Welle von Magensäure in seiner Speiseröhre brannte.

Nein, dieses Gespräch mit seiner Frau war nicht allzu gut verlaufen, musste Jack sr. hinterher zugeben. Seitdem hatte er das Thema noch einige Male anzuschneiden versucht. Er hoffte, er hatte Cathy eine Ahnung davon vermitteln können, dass ihr Sohn an echten Geheimdienstoperationen teilnahm. Tatsächlich hatte es jedoch auch jetzt eher so geklungen, als ob Ryan jr. gelegentlich in europäische Hauptstädte reiste, dort mit Politikern und hohen Beamten dinierte und danach auf seinem Laptop Berichte über ihre Unterredungen verfasste, während er teuren Burgunder schlürfte und CNN schaute.

*Was soll's*, dachte Jack. *Was sie nicht weiß, macht sie nicht heiß*. Und wenn sie es doch wissen sollte? *Gott bewahre!* Solange Kyle und Katie noch daheim waren, hatte sie genug um die Ohren, ohne sich auch noch um ihren sechszwanzigjährigen Sohn Sorgen machen zu müssen, oder?

Jack sr. beschloss, dass es *seine* und nicht Cathys Bürde sein würde, sich um Jack jr.s Beruf Sorgen zu machen, eine Belastung, die er aber für den Moment abschütteln musste.

Jetzt galt es erst einmal, die Wahl zu gewinnen.

Ryans Stimmung besserte sich etwas. Was seinen Wahlkampf betraf, sahen die Dinge ziemlich gut aus. Laut der letzten Pew-Umfrage führte Ryan mit dreizehn Prozentpunkten, während Gallup ihn elf Punkte vor seinem Opponenten sah. Die größten Fernsehsender hatten ihre eigenen Umfragen veranstaltet. Bei allen drei war der Vorsprung etwas niedriger. Dies lag wahrscheinlich an irgendeiner Selektionsverzerrung, mit der sich sein Wahlkampfleiter

Arnold van Damm und dessen Leute noch nicht näher befasst hatten, da Ryan so weit vorne lag.

Jack wusste jedoch, dass das Rennen bei den Wahlmännern wie üblich viel enger war. Er und Arnie spürten beide, dass ein guter Auftritt während der nächsten Debatte dem restlichen Wahlkampf zumindest bis zur allerletzten Kandidatendiskussion neuen Schwung verleihen würde. Gewöhnlich wurden die Abstände zwischen den Kandidaten im letzten Monat enger. Die Meinungsforscher nannten das den Labor-Day-Effekt, da diese Annäherung der Umfragewerte gewöhnlich am Labor Day, also dem ersten Montag im September, begann und sich danach bis zum Wahltag fortsetzte, der in den USA immer der erste Dienstag im November war.

Statistiker und Experten gaben für dieses Phänomen unterschiedliche Gründe an. Bekamen Wähler, die die Seiten gewechselt hatten, jetzt kalte Füße und kehrten zu ihrem ursprünglichen Kandidaten zurück? Gab es im Sommer noch mehr unabhängiges Denken als im Herbst, wo die Antworten auf die Meinungsumfragen ernstere Konsequenzen hatten? Traten, je näher der Wahltermin rückte, durch die Rund-um-die-Uhr-Berichterstattung über den Favoriten auch dessen Patzer und Ausrutscher deutlicher zutage?

Ryan selbst teilte in dieser Frage die Ansichten Arnies. Tatsächlich gab es auf diesem Planeten nur wenige Menschen, die mehr über Wahlkämpfe wussten als Arnie van Damm. Für diesen war das Ganze eine einfache Angelegenheit der Mathematik. Für den vorne liegenden Kandidaten sprachen sich bei den Umfragen mehr Leute aus als für den zurückliegenden. Wenn also zehn Prozent der Wähler im letzten Monat der Kampagne ihre Meinung wechselten, verlor der Kandidat, der ursprünglich mehr Anhänger hatte, notwendigerweise auch mehr Wählerstimmen.

Das war also ein simples mathematisches Phänomen, vermutete Ryan, und nichts sonst. Aber eine solch einfache Mathematik war für die Fernsehmoderatoren oder die politischen Blogs, die sieben Tage die Woche rund um die Uhr ihre Meinung im Internet zum Besten gaben, natürlich völlig uninteressant. Aus diesem Grund entwickelte Amerikas Schwafel-Klasse ständig neue Verschwörungstheorien und Erklärungsmuster.

Ryan stellte die Wasserflasche ab, zog sein Jackett an und machte sich auf den Weg zur Tür.

Hoffentlich, dachte er, war Jack jr. heute nur ausgegangen, um sich zu amüsieren. Vielleicht hatte er sogar ein Rendezvous mit einem ganz besonderen Mädchen.

*Ja, überzeugte sich Senior selbst. Ganz bestimmt steckte nichts anderes dahinter.*

Der sechsundzwanzigjährige Jack Ryan jr. spürte auf seiner rechten Seite eine Bewegung, drehte sich blitzschnell weg und wich auf diese Weise der Messerklinge aus, die sich gerade in seine Brust bohren wollte. Gleichzeitig zog er noch während der Drehung seinen linken Unterarm nach oben, fasste den Angreifer mit der Rechten am Handgelenk und drückte dessen Hand nach hinten. Dann rammte er seinen Körper mit aller Macht in die Brust seines Gegners und brachte ihn dadurch zu Fall.

Jack griff sofort nach seiner Pistole, aber der andere Mann packte im Fallen Ryan am Hemd und zog ihn dadurch mit sich nach unten. Jack jr. war es nicht mehr möglich, seine Pistole aus dem Gürtelholster zu ziehen. Als sie beide zusammen auf dem Boden aufkamen, wusste er, dass er diese Gelegenheit verpasst hatte.

Er musste also den Kampf ab jetzt nur mit den Händen weiterführen.

Der Angreifer griff Jack an die Kehle und drückte ihm die

Fingernägel in die Haut. Erneut musste Jack diese Bedrohung mit einer heftigen Armbewegung abwehren. Sein Gegner sprang aus seiner sitzenden Position zuerst auf die Knie und dann auf die Füße. Ryan war jetzt unter ihm und dadurch höchst verwundbar. Als einzige Option blieb ihm nur noch seine Pistole. Dazu musste er sich jedoch auf die linke Hüfte rollen, um sie aus dem Holster ziehen zu können.

Während er diese Bewegung ausführte, hatte der Angreifer allerdings seine eigene Waffe aus dem hinteren Hosensbund gezogen und schoss jetzt Ryan fünfmal in die Brust.

Der Einschlag der Geschosse verursachte einen stechenden Schmerz.

»Verdammt!«, schrie Jack.

Ryan schrie jedoch nicht so sehr wegen dieser Schmerzen, sondern aufgrund des frustrierenden Gefühls, diesen Kampf verloren zu haben.

Wieder einmal verloren zu haben.

Ryan riss sich die Schutzbrille von den Augen und setzte sich auf. Der andere reichte ihm die Hand und half ihm wieder auf die Beine. Danach steckte Jack seine Pistole ins Holster. Beide hatten eine Airsoft-Version der Glock 19 benutzt, die mit Druckluft Plastikprojekte verschoss, deren Einschlag entsetzlich wehtat, die jedoch keinerlei Verletzungen hinterließen.

Auch sein »Angreifer« nahm nun seinen Augenschutz ab und hob das Gummimesser vom Boden auf. »Entschuldige die Kratzer, alter Junge«, sagte der Mann. Trotz seines heftigen Atems war sein walisischer Akzent nicht zu überhören.

Jack hatte gar nicht hingehört. »Zu langsam!«, wettete er über sich selbst, wobei sich das während des Handgemenges ausgeschüttete Adrenalin mit seinem schlimmen Frust vermengte.



Der Waliser blieb im Gegensatz zu seinem amerikanischen Schüler völlig ruhig, als ob er gerade eben nur in einem Park die Tauben gefüttert hätte. »Nimm's leicht. Versorg deine Wunden und komm dann zurück, damit ich dir erklären kann, was du falsch gemacht hast.«

Ryan schüttelte den Kopf. »Sag es mir gleich jetzt!« Er war wütend auf sich. Die Kratzer an seinem Hals sowie die Blutergüsse und Schrammen überall auf seinem Körper waren im Moment seine geringste Sorge.

James Buck wischte sich eine dünne Schweißschicht von der Stirn und nickte. »Also gut. Zuerst einmal, deine Annahme stimmt nicht. Mit deinen Reflexen ist alles in Ordnung. Das bezweifelst du ja, wenn du davon sprichst, du seist zu langsam. Tatsächlich ist deine *Aktionsgeschwindigkeit* gut. Sogar besser als gut. Dein Körper bewegt sich ausgesprochen schnell, und deine Wendigkeit, Geschicklichkeit und Athletik sind beeindruckend. Das Problem ist jedoch deine *Denkgeschwindigkeit*. Du bist zögerlich und unsicher. Du denkst über deine nächsten Schritte nach, während du eigentlich automatisch und instinktiv handeln solltest. Außerdem bietest du einem aufmerksamen Beobachter kleine unbewusste Hinweise, woran du denkst, und gibst somit deine nächsten Aktionen im Voraus bekannt.«

Ryan neigte den Kopf zur Seite, und Schweiß tropfte von seinem Gesicht. »Kannst du mir ein Beispiel geben?«

»Ja. Zum Beispiel bei unserem letzten Kampf. Deine Hand zuckte während des Handgemenges zweimal in Richtung Hüfte. Deine Pistole war unter deinem Hemd und deinem Hosenbund gut verborgen, aber du hast ihre Gegenwart verraten, indem du zuerst daran gedacht hast, sie zu ziehen, dann aber deine Meinung geändert hast. Hätte dein Angreifer nichts von dieser Waffe gewusst, wäre er einfach zu Boden gefallen, um dann wieder aufzustehen.

Ich wusste jedoch von deiner Pistole, weil du es mir durch deine Aktionen ›erzählt‹ hast. Als ich zu Boden fiel, wusste ich, dass ich dich mit nach unten ziehen musste, um dir keinen Raum zu lassen, sie aus dem Holster zu reißen. Ergibt das für dich einen Sinn?«

Ryan seufzte. Es ergab einen Sinn, wenngleich James Buck natürlich in Wirklichkeit von der Pistole unter Ryans T-Shirt wusste, da er sie ihm ja selbst vor der Übungseinheit übergeben hatte. Trotzdem räumte Ryan ein, dass ein unglaublich gerissener Gegner möglicherweise durch kleine Hinweise seine Absicht erraten könnte, nach einer an seiner Taille verborgenen Waffe zu greifen.

*Scheiße*, dachte Ryan. Sein Feind müsste eigentlich fast hellseherische Fähigkeiten haben, um dies mitzubekommen. Aber aus genau diesem Grund verbrachte Ryan einen Großteil seiner Abende und Wochenenden mit Ausbilden, die der Campus für ihn engagiert hatte. Er sollte lernen, wie man mit diesen unglaublich gerissenen Gegnern fertigwurde.

James Buck war ein ehemaliges Mitglied des britischen SAS und der Rainbow-Truppe. Neben anderen grausamen und blutigen Fertigkeiten war er ein absoluter Fachmann für den Nahkampf mit bloßen Händen oder Stichwaffen. Der Direktor des Campus, Gerry Hendley, hatte ihn höchstpersönlich eingestellt, um Ryan diese Fertigkeiten beizubringen.

Ein Jahr zuvor hatte Ryan Gerry Hendley mitgeteilt, dass er neben seinen Analysen für den Campus auch an weiteren Feldoperationen teilnehmen wolle. Er hatte danach mehr Gelegenheiten dazu bekommen, als ihm lieb war. Er hatte sich dabei zwar gut geschlagen, verfügte jedoch nicht über den gleichen Ausbildungsstand wie die anderen Agenten in seiner Organisation.

Er wusste es, und Hendley wusste es, und sie wussten

auch, dass die Trainingsoptionen etwas beschränkt waren. Der Campus existierte ja offiziell gar nicht. Er war keine Behörde der US-Regierung, deshalb stand jede formelle Ausbildung durch das FBI, die CIA oder das US-Militär jenseits jeder Diskussion.

Aus diesem Grund hatten Jack, Gerry und der Operationsleiter des Campus, Sam Granger, beschlossen, nach anderen Wegen zu suchen. Sie wandten sich an die altgedienten Campus-Außenagenten John Clark und Domingo Chavez und entwickelten mit ihnen zusammen einen Ausbildungsplan für den jungen Ryan, der ein striktes Training vorsah, dem er sich mindestens ein Jahr lang in seiner Freizeit unterziehen musste.

Diese harte Arbeit hatte sich wirklich ausgezahlt. Jack jr. war weit besser geworden, auch wenn das Training selbst oft frustrierend war. Buck und andere wie er machten so etwas ja bereits ihr ganzes Erwachsenenleben lang und hatten entsprechende Erfahrungen gesammelt. Ryan verbesserte sich zweifellos immer weiter, aber besser zu werden hieß noch lange nicht, Männer wie James Buck besiegen zu können. Es bedeutete nur, weniger oft zu »sterben« und Buck und die anderen zu größeren Anstrengungen zu zwingen, wenn sie ihn besiegen wollten.

Buck hatte wohl die Enttäuschung auf Ryans Gesicht bemerkt, denn er klopfte ihm verständnisvoll auf die Schulter. Der Waliser konnte manchmal wirklich grausam und gemein sein, aber bei anderen Gelegenheiten war er freundlich, wenn nicht sogar väterlich. Jack wusste nicht, welche der beiden Persönlichkeiten seine »echte« und welche nur »vorgeschoben« war oder ob gar beide notwendige Bestandteile seines Trainings, also eine Art Zuckerbrot und Peitsche, waren. »Kopf hoch, alter Junge«, munterte ihn Buck auf. »Du hast seit Trainingsbeginn große Fortschritte gemacht. Du besitzt die körperlichen Vorausset-

zungen, die du für diese Arbeit brauchst, und du bist klug genug, um alles Nötige zu lernen. Wir müssen nur unsere Arbeit fortsetzen und deine technischen Fähigkeiten und deine Kampfmoralität weiter aufbauen. Du kannst es inzwischen mit neunundneunzig Prozent der Typen da draußen ohne Schwierigkeiten aufnehmen. Aber das restliche Prozent, das sind die richtigen Bastarde. Wir werden also nicht aufhören, bis du auch für diese Kerle absolut bereit bist, einverstanden?»

Jack nickte. Bescheidenheit und Demut waren zwar nicht gerade seine Stärke, dafür verstand er es hervorragend, ständig Neues zu lernen und sich zu verbessern. Er war klug genug, um zu wissen, dass James Buck recht hatte, obwohl Jack überhaupt nicht wild darauf war, auf dem Weg zur Vervollkommnung noch ein paar Tausend Mal den Hintern versohlt zu bekommen.

Jack setzte seine Schutzbrille wieder auf. James Buck versetzte ihm spielerisch mit der flachen Hand einen kleinen Hieb an den Kopf. »So ist es recht, Junge. Bereit zu einer weiteren Runde?»

Jack nickte erneut, dieses Mal jedoch mit weit größerer Begeisterung. »Klar doch. Auf geht's!«

## 4

**T**rotz der starken ägyptischen Mittagshitze wimmelte es in Kairos Khan-el-Khalili-Basar nur so von Menschen, die ein gutes Mittagessen einnehmen wollten oder auf der Suche nach einem Schnäppchen waren. Garköche grillten ihre Fleischstücke, deren schweres Aroma die ganze Luft erfüllte. Er mischte sich mit dem Duft nach gebrannten Bohnen aus den Kaffeehäusern und dem Rauch der Wasserpfeifen, die durch die engen gewundenen Durchgänge zogen, ein wahres Labyrinth aus Läden und Verkaufsbuden. Inmitten der Straßen, Gassen und engen überdachten Passagen des Basars, der sich über einen Großteil der Altstadt erstreckte, standen ehrwürdige Moscheen und die Treppenhäuser und Sandsteinmauern uralter Gebäude.

Diesen Suk gab es bereits im 14. Jahrhundert, und zwar als Karawanserei, als weiter, offener Hof, in dem die Karawanen auf ihrem Weg auf der Seidenstraße die Nacht verbringen konnten und ihre Führer eine Herberge fanden. Jetzt vermischten sich auf diesem Markt das Uralte und das Hochmoderne auf fast schwindelerregende Weise. Mitten in den engen Durchgängen feilschten Kaufleute in der landestypischen Galabija, der uralten ägyptischen Männerkleidung, während daneben andere Ladeninhaber in Jeans und T-Shirts auf Kundschaft warteten. Die blechernen Rhythmen der traditionellen ägyptischen Musik schallten aus den

Kaffeehäusern und vermengten sich mit dem Techno aus den Ladengeschäften der Stereo- und Computerverkäufer. Zusammen bildeten sie eine Melodie, die dem Summen von Insekten geglichen hätte, wenn es da nicht die getöpfer-ten und mit Ziegenhaut bespannten Handtrommeln und die synthetischen Backbeats aus den Lautsprechern gegeben hätte.

Händler verkauften alles, von handgefertigten Silber- und Kupferwaren, Schmuck und Teppichen bis zu Fliegenpapier, Gummisandalen und »I ♥ Egypt«-T-Shirts.

Durch die Passagen und Gänge drängte sich ein buntes Völkergemisch aus Schwarzen und Weißen, Arabern, Westlern und Asiaten. Mitten unter ihnen eine Gruppe von drei nahöstlich aussehenden Männern: ein beliebter Silberhaariger, flankiert von zwei jüngeren muskulösen Kerlen. Ihr Schritt war gemächlich und entspannt. Sie fielen eigentlich nicht besonders auf, aber jeder auf diesem Basar, der sie länger beobachtete, würde sicherlich bemerken, dass im Gegensatz zu den anderen Marktbesuchern ihre Augen ständig nach links und rechts wanderten. Gelegentlich schaute einer der jüngeren Männer beim Gehen über die Schulter nach hinten.

Auch in diesem Moment drehte sich der rechts gehende Mann blitzschnell um und musterte die Menge in dem Gässchen hinter ihnen genau. Er nahm sich die Zeit, die Gesichter, Hände und anderen Eigenheiten von jedem, den er dort sah, genau zu überprüfen. Dann drehte er sich wieder nach vorne und schloss zu den beiden anderen auf.

»Nur drei gute Kumpel auf einem Mittagsspaziergang.« Der Funkspruch ertönte aus einem kleinen, fast unsichtbaren Ohrhörer, der im rechten Ohr eines Mannes verborgen war, der sich gerade fünfundzwanzig Meter hinter der Dreiergruppe aufhielt. Es handelte sich um einen Westler in schmutzigen Bluejeans und einem weiten blauen Lei-

nenhemd, der vor einem Restaurant stand und so tat, als ob er die handgeschriebene französische Speisekarte auf dessen Tür lesen würde. Es war ein etwa dreißig Jahre alter Amerikaner mit kurzen dunklen Haaren und einem struppigen Bart. Als er den Funkspruch hörte, drehte er den Kopf von der Speisekarte weg und schaute an den drei Männern vor ihm vorbei in einen staubigen Bogengang hinein, der vom Suk wegführte. Dort lehnte sich ein Mann so tief in dessen kühlen Schatten an eine Sandsteinwand, dass nur seine dunklen Umrisse zu sehen waren.

Der junge Amerikaner hielt sich den Ärmelaufschlag seines Hemds vor den Mund, als ob er eine lästige Fliege vom Gesicht wischen wollte. Tatsächlich sprach er in ein verborgenes Mikrofon hinein. »Du sagst es. Gottverdammte Stützen der Gesellschaft.«

Der Mann im Schatten löste sich jetzt von der Wand und trat auf die Gasse hinaus. Er ließ die Dreiergruppe an sich vorbeigehen und folgte ihr dann ganz langsam nach. Beim Gehen hielt er sich seinerseits die Hand vors Gesicht. Der Amerikaner im blauen Leinenhemd hörte jetzt in seinem Ohrhörer den folgenden Funkspruch: »Okay, Dom, ich bleibe an ihnen dran. Du wechselst zur Nachbarstraße hinüber, überholst die Zielperson und rückst zum nächsten festgelegten Zielpunkt vor. Ich melde mich, wenn er zwischendrin anhalten sollte.«

»Er gehört dir, Sam«, sagte Dominic Caruso, als er nach links abbog und die Gasse durch einen seitlichen Durchgang verließ, der auf die größere Al-Badistand Road führte. Hier wandte er sich nach rechts und drängte sich, so schnell es ging, durch die Fußgänger, Fahrräder und Motor-Rikschas hindurch. Er musste unbedingt vor die Zielperson gelangen.

Dominic Caruso war jung, fit und besaß eine verhältnismäßig dunkle Gesichtsfarbe. Diese drei Eigenschaften hat-

ten ihm in den letzten Tagen bei der Überwachungsoperation hier in Kairo sehr genützt. Durch seine Haut- und Haarfarbe fiel er in einer Bevölkerung nicht weiter auf, die vorwiegend dunkelhaarig war und einen olivfarbenen Teint aufwies. Seine Fitness und relative Jugendlichkeit war vor allem deswegen hilfreich, weil das Subjekt ihrer Überwachung etwas war, was man in Dominic Carusos Metier als »hartes« oder »wehrhaftes Ziel« bezeichnete. Mustafa el-Daboussi, der silberhaarige Achtundfünfzigjährige mit seinen beiden muskelstrotzenden Leibwächtern, war der Grund, weswegen Dom in Kairo war, und Mustafa el-Daboussi war ein Terrorist.

Man musste Dominic nicht erst daran erinnern, dass Terroristen nur selten achtundfünfzig Jahre auf dieser Erde verweilten, wenn sie nicht ständig vor möglichen Verfolgern auf der Hut waren. El-Daboussi war gewieft darin, sich allen Arten von Überwachung zu entziehen, er kannte dieses Straßengewirr wie seine Westentasche, und er hatte hier in der Regierung, der Polizei und den Geheimdiensten gute Freunde.

Er war wirklich ein äußerst »hartes« Ziel.

Caruso war jedoch seinerseits auch nicht gerade ein Anfänger in diesem Spiel. Dom war einen Großteil des letzten Jahrzehnts irgendeinem Mistkerl auf den Fersen gewesen. Er hatte mehrere Jahre als Spezialagent für das FBI gearbeitet, bevor ihn der Campus zusammen mit seinem Zwilingsbruder Brian angeheuert hatte. Brian war im Jahr zuvor während eines verdeckten Einsatzes in Libyen getötet worden. Dom war dabei gewesen und hatte seinen Bruder in den Armen gehalten, als er starb. Als Dominic danach zum Campus zurückkehrte, war er noch wilder entschlossen, die harte, gefährliche Arbeit zu erledigen, an die er von ganzem Herzen glaubte.

Er umkurvte jetzt einen jungen Mann, der Tee aus einem



großen Krug heraus verkaufte, den er sich an einem Lederriemen um den Hals gehängt hatte. Dom legte einen Zahn zu. Er musste unbedingt vor der Zielperson an deren nächstem »Entscheidungspunkt« ankommen, einer vierarmigen Kreuzung, die ein paar Hundert Meter weiter südlich lag.

In der Basargasse folgte Carusos Partner Sam Driscoll währenddessen den drei Männern durch die gewundenen Passagen, wobei er immer auf den gebotenen Abstand achtete. Wenn er seine Zielperson verlieren würde, wäre das nicht weiter schlimm, da Dom Caruso ja auf dem Weg zum nächsten festgelegten Zielpunkt war. Sollte el-Daboussi zwischen Sams und Doms Positionen verschwinden, würden sie nach ihm suchen. Sollte er ihnen tatsächlich völlig durch die Lappen gehen, würden sie ihn später an dem von ihm angemieteten Haus wiederfinden. Die beiden Amerikaner waren eher dazu bereit, ihre Zielperson zu verlieren, als das Risiko einzugehen, ihren Mann oder seine Leibwächter auf sich aufmerksam zu machen.

El-Daboussi hielt vor einem Juweliergeschäft an. In der verstaubten Glasvitrine direkt hinter dem Eingang hatte etwas offensichtlich seine Aufmerksamkeit erregt. Sam ging noch ein paar Meter weiter und hielt dann im Schatten eines Leinwandzelts an, unter dem einige junge Verkäuferinnen billiges Plastikspielzeug und anderen Touristenkitsch verkauften. Während er darauf wartete, dass seine Zielperson endlich weiterging, drückte er sich noch tiefer in den Schatten. Er versuchte, möglichst wenig Aufmerksamkeit zu erregen. Da näherte sich ihm ein junges Teenager-Mädchen im Tschador und lächelte ihn an. »Sir, wollen Sie eine Sonnenbrille?«

*Scheiße.*

Er schüttelte nur den Kopf, das Mädchen begriff sofort und ging schnell weiter.

Sam Driscoll hatte die Fähigkeit, die Leute mit einem einzigen Blick einzuschüchtern. Er war ein ehemaliger Ranger, der zahlreiche Einsätze in der arabischen Wüste und darüber hinaus hinter sich hatte. Der Campus hatte ihn auf Empfehlung von Jack Ryan sr. angeworben. Driscoll war von Juristen des Justizministeriums aus dem Militärdienst gejagt worden, die dabei jedoch auch nur den Willen der Kealty-Regierung erfüllt hatten, die Sam unbedingt abschießen wollte. Bei einem Einsatz direkt hinter der pakistanischen Grenze hatte er für Kealts Geschmack einfach zu viele Tote hinterlassen.

Driscoll hätte jederzeit zugegeben, dass er die bürgerlichen Rechte dieser Scheißkerle von Terroristen verletzt hatte, als er ihnen jeweils ein 10-mm-Hohlsplitzgeschoss in ihre Gehirnschalen gejagt hatte. Aber soweit es ihn betraf, hatte er damit nur seinen Job erledigt und nicht mehr getan, als für diesen Einsatz absolut nötig war.

Das Leben ist eine Schlampe, und am Ende gehst du drauf.

Als Jack sr. allerdings die Affäre mit Driscoll öffentlich machte, ließ das Verteidigungsministerium die ganze Sache fallen. Ryans Empfehlung und die Tatsache, dass sich John Clark bei Gerry Hendley persönlich für ihn einsetzte, führten dazu, dass Sam vom Campus eingestellt wurde.

Mit seinen achtunddreißig Jahren war Sam Driscoll um einiges älter als sein Partner bei diesem Einsatz, Dom Caruso. Obwohl Sam in ausgezeichneter körperlicher Verfassung war, forderte dieses etwas höhere Alter dennoch seinen Tribut. Es zeigte sich in seinem grau werdenden Bart, den tiefen Falten um die Augen und einer lästigen alten Schulterwunde, die an jedem einzelnen Morgen beim Aufwachen schmerzte. Die Verletzung stammte von einem Feuergefecht, als sie nach dem Einsatz in Pakistan mit dem Hubschrauber herausgeschleust werden sollten. Die Kugel

aus der AK eines Heiligen Kriegers hatte den Felsen direkt vor Driscolls Feuerstellung getroffen und dabei einen Gesteinssplitter herausgeschlagen, der in den Oberkörper des Rangers eingedrungen war.

Im Moment hatte er seine Schulter jedoch völlig vergessen. Die Steifheit und das taube Gefühl verflohen regelmäßig bei längeren Bewegungen und Anstrengungen. Die stundenlange Verfolgungsjagd durch die Kairoer Altstadt hatte ihm heute genug von beidem verschafft.

Dabei war die Sache noch lange nicht zu Ende. Als Driscoll aufblickte, bemerkte er, dass el-Daboussi sich wieder in Bewegung gesetzt hatte. Sam wartete noch einen Moment, dann trat er auf die Basargasse hinaus und heftete sich an die Fersen des silberhaarigen Terroristen.

Eine Minute später blieb Sam erneut stehen, als seine Zielperson ein gut besuchtes *Kahwa* betrat, ein belebtes Kaffeehaus, wie es sie überall in Kairo gab. Männer saßen auf Stühlen um kleine Tische herum, die auch vor dem Lokal mitten auf der Marktgasse standen. Die Gäste spielten Backgammon und Schach und rauchten Wasserpfeifen oder Zigaretten, während sie starken türkischen Mokka oder duftenden grünen Tee tranken. El-Daboussi und seine Männer gingen an den Tischen im Freien vorbei und verschwanden in der Tiefe des dunklen Raumes.

Sam sprach leise in sein im Ärmelaufschlag verborgenes Mikro. »Dom, bist du da?«

»Ja«, hörte Driscoll in seinem Ohrhörer als Antwort.

»Die Zielpersonen haben angehalten. Sie sind in einem Kaffeehaus in der ...«

Sam suchte die Mauern und Wände der engen Marktgasse nach einem Schild ab. Überall in diesem Teil des Suks sah er Läden und Verkaufsstände, aber kein Schild zeigte ihm seine genaue Position an. Sam konnte sich in den abgelegenen Bergen Pakistans weit besser orientieren als hier

in Kairos Altstadt. Er wagte einen kurzen Blick auf seine Karte, um seinen genauen Aufenthaltsort festzustellen. »Okay, wir sind gerade von der Midan Hussein nach links abgebogen. Ich glaube, wir sind immer noch nördlich der Al-Badistand. Ich bin also etwa fünfzig Meter von dir entfernt. Sieht so aus, dass unser Kerl und seine Gorillas sich eine Weile hinsetzen und plaudern wollen. Wie wär's, wenn du hierherkommst und wir uns die Überwachung wieder teilen?«

»Bin schon unterwegs.«

Während Sam auf seinen Kollegen wartete, ging er zu einem Lampenladen hinüber und betrachtete aufmerksam in dessen Auslage eine gläserne Leuchte. In ihrer großen Kristallkugel konnte er wie in einem Spiegel den Eingang des *Kahwa* beobachten. Er würde es also merken, wenn seine Zielperson das Lokal verließ. Stattdessen betraten jedoch aus der entgegengesetzten Richtung noch drei weitere Männer das *Kahwa*. Etwas an dem Aussehen des Anführers der kleinen Gruppe erregte Driscolls Aufmerksamkeit. Er schlenderte langsam zum Eingang hinüber und schaute hinein, als ob er nach einem Freund suchen würde.

Im hinteren Teil des Kaffeehauses saßen Mustafa el-Daboussi und seine Männer mit dem Rücken zur Wand an einem Tisch direkt neben dem Neuankömmling und seinen Begleitern.

»Interessant«, murmelte Sam, während er sich wieder ein paar Meter vom Eingang entfernte.

Eine Minute später erschien Dom in der Gasse und stellte sich neben Sam, während beide Männer die Waren eines winzigen Kiosks durchstöberten. Driscoll beugte sich über den Verkaufstisch und zog aus einem Stapel Jeans ein Paar heraus, als ob er sie sich genauer anschauen wollte. Er flüsterte seinem Partner zu: »Unser Junge hat gerade ein Geheimtreffen mit einem Unbekannten.«

Dom reagierte nicht. Er wandte sich nur einer billigen Schaufensterpuppe zu, die vor dem Ladengeschäft stand, und tat so, als ob er das Preisschild der Weste betrachten würde, die die Puppe trug. Dabei schaute er an der lebensgroßen Gestalt vorbei in das Café auf der anderen Straßenseite hinein. Driscoll trat von hinten ganz nah an ihn heran. Dom flüsterte: »Das wurde aber auch Zeit. Wir warten ja bereits seit Tagen darauf.«

»Wohl wahr. Lass uns einen Tisch in dem Café da drüben suchen. Vielleicht können wir ein paar Aufnahmen von diesen Clowns machen. Die schicken wir dann Rick. Wäre doch gelacht, wenn dessen Computergenies sie nicht identifizieren können. Der eine ganz hinten scheint der Anführer zu sein.«

Eine Minute später saßen die beiden Amerikaner im Schatten unter einem Sonnenschirm in einem Café gegenüber des *Kahwa*. Als eine Kellnerin im Tschador an ihren Tisch kam, übernahm sehr zu Sam Driscolls Überraschung Dom die Bestellung. »*Kahwaziyada*«, sagte er mit einem höflichen Lächeln und deutete auf sich und Sam.

Die Frau nickte und ging weg.

»Möchte ich überhaupt wissen, was du gerade bestellt hast?«

»Zwei türkische Kaffee mit einer Extraportion Zucker.«

Sam zuckte die Achseln und dehnte das verfestigte Narbengewebe seiner Schulterwunde mit einer langsamen, langen Nackenrolle. »Klingt gut. Ich könnte etwas Koffein vertragen.«

Der Kaffee kam, und sie nippten daran. Sie schauten nicht zu ihrer Zielperson hinüber. Wenn seine Leibwächter überhaupt etwas wert waren, würden sie ganz bestimmt die Westler erst einmal genau im Auge behalten, die da auf der anderen Gassenseite saßen. Wahrscheinlich galt das jedoch nur für die ersten paar Minuten. Wenn Sam und

Dom so taten, als würden sie sie vollkommen ignorieren, würden el-Daboussi, seine Männer und die drei Neuankömmlinge sie für zwei einfache, ungefährliche Touristen halten, die auf ihre Frauen warteten, die gerade im Suk Teppiche kauften.

Obwohl Sam und Dom derzeit eine nicht ganz ungefährliche Operation durchführten, genossen sie es doch, hier im Freien zu sitzen und in der Sonne einen Kaffee zu schlürfen. In den letzten paar Tagen hatten sie erst nach Einbruch der Dunkelheit abwechselnd ihren Unterschlupf verlassen. Die restliche Zeit verbrachten sie in einer Einzimmerwohnung, die direkt gegenüber dem schicken ummauerten Anwesen lag, das sich el-Daboussi im feinen Zamalek-Viertel gemietet hatte. Tage- und nächtelang hatten sie dieses mit ihren Ferngläsern beobachtet, dessen Besucher fotografiert und dabei Lamm mit Reis in solchen Mengen gegessen, dass sie beides inzwischen nicht mehr sehen konnten.

Trotzdem wussten Sam und Dom wie auch ihr Unterstützerteam daheim im Campus-Hauptquartier, dass diese Arbeit immens wichtig war.

Mustafa el-Daboussi war zwar in Ägypten geboren, hatte jedoch die letzten fünfzehn Jahre in Pakistan und im Jemen gelebt und dort für den Umayyad Revolutionary Council gearbeitet. Inzwischen befand sich der URC in ziemlicher Auflösung, nachdem sein Anführer plötzlich verschwunden war und ihm die CIA und andere Nachrichtendienste schwere Schläge versetzt hatten. El-Daboussi war daraufhin nach Hause zurückgekehrt, wo er angeblich für die neue Regierung in Alexandria irgendeine unbedeutende Schreibtischtätigkeit ausübte.

Der Campus hatte jedoch erfahren, dass dies nicht die ganze Wahrheit war. Jack Ryan jr. war auf Grundlage aller verfügbarer Geheimdienstdaten die Liste mit den bekanntesten URC-Leuten durchgegangen, um herauszufinden, wo

sie sich gerade aufhielten und was sie jetzt taten. Dies war gar nicht so einfach gewesen, hatte jedoch zur Erkenntnis geführt, dass MED, wie man Mustafa el-Daboussi im Campus nannte, von Mitgliedern der Muslimbruderschaft, die in einigen Teilen Ägyptens die politischen Zügel in der Hand hielt, einen reinen Scheinjob zugewiesen bekommen hatte. Weitere Nachforschungen ergaben, dass MED in Wirklichkeit zwei Trainingscamps in der Nähe der ägyptischen Grenze zu Libyen leitete. Laut geheimen CIA-Unterlagen sollte dort der ägyptische Geheimdienst die libyschen Zivilmilizen zu einer schlagkräftigen Truppe formen.

So mancher in der CIA und *jeder* im Campus hielt dies jedoch für eine Lüge. MEDs Vergangenheit zeigte, dass er sich nur für die Unterstützung des Terrors gegen Ungläubige interessierte. Für die Ausbildung einer Heimatschutztruppe in Nordafrika war er der absolut falsche Mann.

Als der Campus eine verschlüsselte E-Mail eines Mitarbeiters von MED auffing, aus der hervorging, dass sich el-Daboussi eine ganze Woche lang in Kairo mit ausländischen Kontaktleuten treffen würde, die ihm bei seinen neuen »Unternehmungen« helfen sollten, handelte Operationschef Sam Granger sofort. Er schickte Sam Driscoll und Dominic Caruso nach Ägypten, wo sie jeden fotografieren sollten, der MED in seinem gemieteten Anwesen besuchte, in der Hoffnung, eine genauere Vorstellung davon zu erhalten, was in diesen Lagern wirklich vor sich ging.

Während die Amerikaner an ihrem Tisch saßen und sich den Anschein von gelangweilten Touristen gaben, unterhielten sie sich über den türkischen Mokka, den sie gerade tranken. Sie stimmten darin überein, dass er unglaublich köstlich war, obwohl sie sich beide noch gut daran erinnerten, wie sie bei ihrer ersten Begegnung mit diesem Getränk auch den bitteren Kaffeesatz am Boden der Tasse mitgeschlürft hatten.

Während sie sich ihrem Mokka widmeten, vergaßen sie jedoch nie den Grund ihrer Anwesenheit. Abwechselnd schauten sie in den dunklen Raum auf der anderen Seite der Gasse hinein. Zuerst wagten sie nur kurze, verstohlene Blicke. Nach einer Minute erkannten sie, dass sie sich keine Sorgen machen mussten. Keiner der sechs Männer schenkte ihnen auch nur die geringste Beachtung.

Dom zog sein Sonnenbrillenetui aus der Tasche seiner Jeans und legte es auf den Tisch. Er klappte es auf und entfernte das Schutztuch und die Fütterung der Innenseite des Etuideckels. Jetzt wurde ein winziger LED-Bildschirm sichtbar, der das Bild wiedergab, das eine Zwölf-Megapixel-Kamera aufnahm, die im Boden des Etuis versteckt war. Über sein Handy sandte er ein Bluetooth-Signal an die Kamera. Mithilfe dieses Signals konnte er deren Zoom so weit erhöhen, bis der LCD-Monitor ein perfekt gerahmtes Bild der sechs Männer an den beiden Tischen zeigte. Während el-Daboussi und seine beiden Schergen *Schischa* rauchten und sich mit den drei Männern am Nachbartisch unterhielten, nahm Caruso mit seiner unschuldig auf ihrem Tischchen liegenden Geheimkamera Dutzende von Fotos auf, wobei er den Foto-Button seines Handys als Auslöser benutzte.

Während sich Dom auf seine Arbeit konzentrierte und dabei alles tat, um genau diese Konzentration zu verhehlen, sagte Sam: »Diese neuen Typen sind vom Militär. Der große Kerl in der Mitte ist ihr Kommandeur.«

»Woran willst du das denn erkennen?«

»Ich war selbst Soldat, und ich war *kein* Kommandeur.«

»Stimmt.«

Driscoll fuhr fort: »Ich kann nicht einmal genau sagen, woher ich das weiß, aber er ist wenigstens ein Oberst, wenn nicht sogar ein General. Darauf würde ich mein Leben verwetten.«



»Er ist jedenfalls kein Ägypter, das steht fest«, sagte Dom, während er sein Kameraetui wieder in die Hosentasche steckte.

Driscoll bewegte seinen Kopf keinen einzigen Zentimeter. Stattdessen studierte er den nassen, rauen Bodensatz seiner Mokkatasse. »Er ist Pakistaner.«

»Das war auch meine Vermutung.«

»Wir haben jetzt deren Bilder, wir sollten unser Glück nicht überstrapazieren«, sagte Sam.

»Einverstanden«, antwortete Dom. »Ich habe es auch allmählich satt, anderen Leuten beim Essen zuzuschauen. Lass uns selbst etwas mampfen gehen.«

»Lamm mit Reis?«, fragte Sam missmutig.

»Besser. Ich habe am Metro-Eingang ein McDonald's gesehen.«

»Also ein McLamb. Das klingt gut.«

Jack Ryan jr. steuerte morgens um 5.10 Uhr seinen Hummer auf den für ihn vorgesehenen Stellplatz auf dem Parkgelände von Hendley Associates. Er hatte Mühe, aus dem großen Fahrzeug zu steigen. Seine Muskeln schmerzten, und seine Arme und Beine waren voller kleiner Schnittwunden und blauer Flecken.

Er hinkte durch den Hintereingang des Gebäudes. So früh zu kommen war ihm eigentlich zuwider, vor allem wenn man bedachte, wie zerschlagen er sich heute Morgen fühlte. Aber er hatte wichtige Arbeiten zu erledigen, die nicht warten konnten. In diesem Augenblick waren vier Agenten im Außeneinsatz. Obwohl er sich wirklich wünschte, dort draußen bei ihnen sein zu können, wusste Ryan, dass es seine Pflicht war, ihnen die besten und aktuellsten Informationen zu beschaffen, die ihnen ihre harte Arbeit wenn nicht einfacher, so doch wenigstens nicht härter und schwerer machten als nötig.

Er ging am Sicherheitsmann am Empfangstisch in der Lobby vorbei, der im Gegensatz zu Jack zu dieser entsetzlich frühen Stunde erstaunlich wach und munter zu sein schien.

»Morgen, Mr. Ryan.«

»Hi, Bill.« Normalerweise trudelte Ryan nicht vor acht Uhr ein. Zu diesem Zeitpunkt hatte Bill, ein pensionierter Stabsfeldwebel der Militärpolizei der US-Luftwaffe, seinen

Posten bereits an Ernie übergeben. Obwohl Ryan Bill erst ein paar Mal begegnet war, erschien er ihm wie geschaffen für diesen Job.

Jack jr. fuhr mit dem Aufzug nach oben, schlurfte müde durch den dunklen Flur, stellte seine lederne Kuriertasche in seiner Box des Großraumbüros ab und ging zur Küche hinüber. Dort schaltete er die Kaffeemaschine an und holte aus dem Kühlschrank einen Eisbeutel, den er in letzter Zeit verdächtig oft benötigt hatte.

Während der Kaffee aufgebracht wurde, schaltete er seinen Computer ein und machte die Tischlampe an. Außer Jack, einigen IT-Jungs, die vierundzwanzig Stunden rund um die Uhr arbeiteten, der Analyse- und Übersetzungsgruppe, die in drei Schichten tätig war, und dem Sicherheitsmann im Erdgeschoss würde das Gebäude zumindest eine weitere Stunde lang noch weitgehend leer sein. Jack setzte sich, hielt sich das Eis ans Kinn und legte den Kopf auf den Schreibtisch.

»Scheiße«, murmelte er.

Fünf Minuten später holte sich Ryan einen Becher aus dem Küchenschrank, füllte ihn mit der kochend heißen schwarzen Flüssigkeit und humpelte zurück zu seinem Schreibtisch. Am liebsten wäre er wieder nach Hause gefahren und hätte sich ins Bett gelegt, aber das kam natürlich überhaupt nicht infrage. Das Training, das Ryan regelmäßig nach Dienstschluss absolvierte, ging ihm zwar allmählich an die Substanz, aber er wusste, dass er dabei nie in echter Gefahr war. Das galt allerdings nicht für seine Kollegen draußen im Einsatz! Deshalb war es seine Pflicht, ihnen zuzuarbeiten und sie so gut es irgend ging zu unterstützen.

Das Werkzeug dafür war sein Computer, oder genauer, die Daten, die die Parabolspiegel und der Antennenwald auf dem Dach von Hendley Associates aus dem Äther

fischten und die dann von den Codeknackern und einem Großrechner entschlüsselt wurden. Allmorgendlich ging Jack auf Datenfang. Dabei durchforstete er den Datenverkehr der CIA in Langley, der National Security Agency in Fort Mead, des National Counterterrorism Center im Liberty Crossing Campus in McLean, des FBI in Washington und einer Reihe anderer Dienste. Es stellte sich heraus, dass es an diesem Morgen besonders viele Daten waren. Ein Großteil waren Nachrichten, die Langley aus befreundeten Nationen übermittelt worden waren. Speziell wegen dieses Materials war Ryan heute auch so früh gekommen.

Jack loggte sich zuerst in die Executive-Intercept-Transcript-Datei der NSA ein. Die XITS oder »Zits«, wie sie gewöhnlich genannt wurde, würde ihn über alle wichtigen Vorgänge und Ereignisse aufklären, die hereingekommen waren, seit er gestern um achtzehn Uhr seine Arbeitsstelle verlassen hatte. Als sich sein Bildschirm mit Daten zu füllen begann, ging er im Geist noch einmal durch, was an diesem Tag zu erledigen war. Das Operationstempo, das OPTEMPO, hier im Campus hatte sich in den letzten paar Wochen so sehr erhöht, dass Jack jeden Morgen die Entscheidung immer schwerer fiel, womit er seinen Arbeitstag beginnen sollte.

Die vier Campus-Agenten im Außeneinsatz waren in zwei Teams aufgeteilt. Jack jr.s Cousin Dominic Caruso arbeitete mit dem Ex-Army-Ranger Sam Driscoll zusammen. Sie waren in Kairo, um einen Operateur der Muslimbruderschaft zu überwachen, von dem Jack und die anderen Analysten im Campus annahmen, dass er ein gewaltiges Gefahrenpotenzial darstellte. Nach Erkenntnissen der CIA hatte er in Westägypten Ausbildungslager aufgebaut und kaufte jetzt Waffen und Munition von einer Quelle in der ägyptischen Armee. Danach ... Nun, genau das war das Problem. Niemand hatte bisher herausgefunden, was ge-

nau er mit diesen Lagern, den Waffen und den Kenntnissen vorhatte, die er sich in den letzten zwei Jahrzehnten in Diensten des URC und anderer Terrorgruppen angeeignet hatte. Sie wussten nur, dass er, seine Camps und seine Gewehre in Ägypten waren.

Jack seufzte. Sollte das Ägypten nach Mubarak doch noch zu einer chaotischen »Feuer frei«-Zone werden?

Die amerikanischen Medien verkündeten ständig, dass die Veränderungen im Nahen Osten Ruhe und Frieden befördern würden, aber Ryan, der Campus und viele Fachleute in der ganzen Welt hielten es für eher wahrscheinlich, dass sie stattdessen dem Extremismus neue Möglichkeiten eröffneten.

Für einen Großteil der amerikanischen Journalisten waren Leute, die so etwas dachten, bestenfalls Pessimisten, schlimmstenfalls jedoch nationalistische Eiferer. Ryan hielt sich für einen Realisten. Aus diesem Grund rannte er auch nicht auf die Straße hinaus, um diesen schnellen Wandel zu preisen.

Auf jeden Fall waren die Extremisten in Bewegung. Seit dem Verschwinden des Emirs vor fast einem Jahr wechselten Terroristen überall auf der Welt ihre Unterschlupfe, Loyalitäten, Tätigkeiten und nicht zuletzt Gastländer.

Eines hatte sich jedoch nicht geändert. Das Zentrum der gesamten dschihadistischen Bewegung war weiterhin Pakistan. Bereits vor dreißig Jahren waren alle frischgebackenen Dschihadisten des Planeten dorthin geströmt, um gegen die Russen zu kämpfen. Jeder junge Mann der islamischen Welt bekam dort direkt nach der Pubertät eine Waffe und ein Expressticket ins Paradies in die Hand gedrückt. Allen, die jünger waren, bot man einen Platz in einer Koranschule an, wo sie etwas zum Essen und Anziehen erhielten sowie das Gefühl vermittelt bekamen, Teil einer heiligen Gemeinschaft zu sein. Man brachte ihnen

nichts außer extremistischen Glaubensvorstellungen und kriegerischen Fertigkeiten bei. Diese waren jedoch gut dafür geeignet, die Kinder nach Afghanistan zu schicken, um dort gegen die Russen zu kämpfen. Da sie nur dieses Kriegshandwerk kannten und die ihnen in der Koranschule beigebrachte Pflicht zum Heiligen Krieg weiterhin ernst nahmen, hatten sie nach dem Sieg über die Russen nicht sehr viele andere Optionen.

Als die Sowjets aus Afghanistan abzogen, war es deswegen unausweichlich, dass Hunderttausende bewaffneter und zorniger Dschihadisten die pakistanische Regierung vor äußerst schwierige Probleme stellten. Gleichzeitig war es ebenso unausweichlich, dass diese bewaffneten und zornigen Dschihadisten das Vakuum ausfüllten, das nach dem Abzug der Sowjets in Afghanistan entstanden war.

So begann die Geschichte der Taliban, die al-Qaida eine sichere Zufluchtsstätte boten, was vor über einem Jahrzehnt zur Intervention westlicher Koalitionstruppen in diesem Land geführt hatte.

Ryan schlürfte seinen Kaffee und versuchte dabei, seine Gedanken wieder auf die gegenwärtigen Aufgaben zu konzentrieren und die übergreifenden geopolitischen Verhältnisse, die hinter allem standen, erst einmal außer Acht zu lassen. Wenn sein Dad wieder im Weißen Haus saß, würde der sich darum kümmern müssen. Sein Sohn musste sich dagegen mit den vergleichsweise winzigen alltäglichen Auswirkungen all dieser großen Probleme befassen. Zum Beispiel für Sam und Dom irgendeinen Bastard identifizieren. Sie hatten ihm per E-Mail eine weitere Reihe von Bildern geschickt, die alle durchgeschaut werden mussten. Darunter waren auch einige, die den unbekanntem Pakistaner zeigten, der sich am Tag zuvor mit el-Daboussi getroffen hatte.

Ryan leitete die E-Mail an Tony Wills weiter, den Ana-

lysten, dessen Bürobox direkt neben seiner lag. Tony würde versuchen, die Person zu identifizieren. Jack musste sich im Moment auf das andere Einsatzteam konzentrieren, das aus John Clark und Domingo Chavez bestand.

Ding und John waren im Augenblick in Europa, in Frankfurt, und dachten über ihr weiteres Vorgehen nach. In den letzten beiden Tagen hatten sie eine Überwachungsoperation vorbereitet. Sie galt einem Al-Qaida-Banker, der für einige Treffen nach Luxemburg reisen sollte. Aus irgendeinem Grund hatte er jedoch seinen Flug aus Islamabad in letzter Minute abgesagt. Die Campus-Agenten wussten nicht so recht, was sie jetzt tun sollten. Jack entschied sich daher, an diesem Morgen den Hintergrund der europäischen Banker näher zu erforschen, mit denen sich der URC-Mann hatte treffen wollen. Er hoffte dadurch neue Spuren zu finden, denen seine Kollegen in Europa nachgehen konnten, bevor sie ihre Rückreise antraten.

Aus diesem Grund war Jack auch viel früher als gewöhnlich zur Arbeit erschienen. Er wollte nicht, dass sie nach ihrer Rückkehr nichts vorzuweisen hatten. Es war seine Verantwortung, ihnen diejenigen Informationen zu verschaffen, die sie brauchten, um die bösen Jungs aufzuspüren. In den nächsten Stunden tat er alles, um ein paar dieser Kerle für sie zu finden.

Er durchforschte das XITS und ein besonderes Softwareprogramm, das der Campus-IT-Chef Gavin Biery entwickelt hatte. Gavins Aufspürprogramm untersuchte Datenstränge ganz nach den Wünschen der Campus-Analysten. Damit konnten sie einen Großteil des Nachrichtenmaterials herausfiltern, das sie für ihre gegenwärtigen Projekte nicht benötigten. Für Jack war dieses Programm ein Geschenk des Himmels.

Ryan öffnete mit Mausclicks eine Reihe von Dateien. Dabei wunderte er sich über die Zahl der wertvollen nach-

richtendienstlichen Berichte, die gegenwärtig von den US-Verbündeten übermittelt wurden.

Dies deprimierte ihn ein wenig, allerdings nicht, weil er etwas dagegen gehabt hätte, dass die Erkenntnisse weitergegeben wurden, sondern weil dies zurzeit eine reine Einbahnstraße war, da nichts Entsprechendes zurückfloss.

Für einen Großteil der US-Geheimdienstler war es ein empörender Skandal, dass Präsident Edward Kealty und die von ihm ernannten Geheimdienstführer mit ihrer Politik in den vergangenen vier Jahren die Fähigkeiten der Vereinigten Staaten eingeschränkt hatten, allein und selbstständig andere Staaten auszuspionieren. Kealty und seine Leute hatten den Schwerpunkt der Informationsgewinnung verändert. Sie verließen sich nicht mehr auf die bewährten amerikanischen Spionagedienste, sondern darauf, dass die Nachrichtendienste fremder Nationen der CIA die entsprechenden Informationen lieferten. Wie Kealty ganz richtig erkannt hatte, war dies politisch und diplomatisch sicherer, obwohl der Abbau der amerikanischen Spionagedienste die Sicherheit des eigenen Landes in jeder anderen Hinsicht verringerte. Die Regierung hatte den Einsatz von Undercover-Agenten in verbündeten Ländern weitgehend eingestellt, und die CIA-Agenten in US-Botschaften in Übersee wurden mit so vielen Regeln und Vorschriften konfrontiert, dass es ihnen fast unmöglich war, ihrer gewohnten Arbeit nachzugehen.

Die Kealty-Regierung hatte mehr »Offenheit« und »Transparenz« auch beim National Clandestine Service versprochen, der nach eigener Beschreibung »der geheime Arm der CIA« war. Jack jr.s Vater hatte daraufhin in einem Gastkommentar für die *Washington Post* in einer das Amt des Präsidenten respektierenden Form Ed Kealty höflich aufgefordert, er möge doch einmal die Bedeutung des Wortes *geheim* im Wörterbuch nachschauen.



Die von Kealty ernannten Geheimdienstchefs verzichteten so weit wie möglich auf die Erkenntnisgewinnung aus menschlichen Quellen vor Ort und legten stattdessen den Schwerpunkt auf SIGINT, das Auffangen und Analysieren von elektronischen und Funksignalen. Spionagesatelliten und Drohnen waren eben in diplomatischer Hinsicht weit sicherer, weswegen diese Technologien stark ausgebaut wurden. Natürlich waren die altgedienten HUMINT-Agenten der CIA über diese Entwicklung überhaupt nicht glücklich. Sie gaben berechtigterweise zu bedenken, dass Drohnen zwar die Scheitel feindlicher Köpfe auf einzigartige Weise zeigen konnten, wohingegen vor Ort tätige Agenten oft aufzudecken vermochten, was *in* diesen Köpfen vorging. Aber die Verfechter der »human intelligence« wurden von vielen als Dinosaurier angesehen, und ihre Argumente wurden ignoriert.

*Was soll's*, dachte Ryan. *In ein paar Monaten führt Dad wieder das Kommando.* Dessen war er sich sicher, und er hoffte stark, dass der Schaden in der Amtszeit seines Vaters wieder rückgängig gemacht werden konnte.

Er schob diese Gedanken beiseite und konzentrierte sich wieder auf seine Arbeit. Als er durch die Informationen klickte, die sich in der vergangenen Nacht angesammelt hatten, achtete er besonders auf die Nachrichten aus Europa.

*Moment mal.* Hier war etwas Neues. Ryan öffnete eine Datei, die sich im Posteingangsordner eines Analysten des OREA befand, des Office of Russian and European Analysis der CIA. Jack überflog zuerst deren Inhalt. Aber dann erregte etwas sein Interesse, weswegen er die entsprechende Meldung Wort für Wort noch einmal las. Anscheinend informierte jemand vom französischen Inlandsgeheimdienst DCRI einen Kollegen bei der CIA, dass eine »Person von Interesse« an diesem Nachmittag auf dem

Pariser Flughafen Charles de Gaulle eintreffen werde. Das war an und für sich noch keine große Sache und hätte Jack nicht zu weiteren Nachforschungen veranlasst, wenn da nicht dieser Name gewesen wäre. Die französische Quelle, so hieß es, gebe Anlass zur Vermutung, dass die entsprechende Person jener Mann sei, den die Franzosen nur als Omar 8 kennen würden und der als Rekruteur für den Umayyad-Revolutionratsrat tätig sei. Er werde heute Nachmittag um 13.10 Uhr in einer Air-France-Maschine aus Tunis ankommen. Dort würden ihn örtliche Verbindungsmänner abholen und in eine Wohnung im Département Seine-Saint-Denis unweit des Flughafens bringen.

Für Jack sah es so aus, dass die Frenchies nicht viel über diesen Omar 8 wussten. Sie vermuteten, dass er für den URC arbeitete, aber sie waren offensichtlich nicht sonderlich an ihm interessiert. Auch die CIA wusste kaum etwas über ihn, so wenig, dass der Analyst des OREA sich bisher nicht die Mühe gemacht hatte, die Mail zu beantworten oder die Botschaft an die Pariser CIA-Station weiterzuleiten.

Während weder die CIA noch die DCRI nähere Kenntnisse über diese »Person von Interesse« hatten, wusste Jack Ryan jr. alles über Omar 8. Seine Informationen stammten dabei aus erster Hand. Saif Rahman Yasin, alias der Emir, hatte die Identität von Omar 8 im vergangenen Frühjahr während seines Verhörs durch den Campus »preisgegeben«.

Verhör? Nein ... Es war Folter. Ehrlicher Weise konnte man es nicht anders bezeichnen. Aber wenigstens in diesem Fall war die Folter wirksam gewesen, effektiv genug, dass sie jetzt wussten, dass Omar 8 in Wirklichkeit Hosni Iheb Rokki hieß. Effektiv genug, um zu erfahren, dass er ein dreiunddreißigjähriger Tunesier war, und effektiv genug, um herauszufinden, dass er kein einfacher Rekruteur

des URC, sondern ein wichtiger Unterführer in der Operationsabteilung dieser Organisation war.

Jack fand es sehr seltsam, dass dieser Kerl nach Frankreich einreiste. Er hatte Rokkis Akte so wie die aller bekannten Mitspieler in allen größeren Terrororganisationen viele Male gelesen. Der Bursche war nicht dafür bekannt, außer für Kurzreisen nach Tunis den Jemen oder Pakistan jemals zu verlassen. Aber jetzt flog er doch tatsächlich unter einem bekannten Tarnnamen nach Paris.

*Äußerst seltsam.*

Jack hatte diese kleine Informationsperle jetzt richtig wach gemacht. Nein, Hosni Rokki war in der internationalen Terrorwelt kein großer Fisch. Gegenwärtig konnte man nach der ungeheuren Niederlage, die der Campus dem URC versetzt hatte, nur noch einen URC-Mann als ernsthaften Mitspieler auf internationaler Ebene betrachten. Der Name dieses Mannes war Abdul bin Mohammed al-Qahtani, der Kommandeur der Operationsabteilung der Organisation.

Ryan würde für nähere Hinweise auf al-Qahtani alles geben.

Rokki war zwar kein al-Qahtani, aber dass er sich jetzt so weit von seinem normalen Operationsgebiet entfernte, war auf jeden Fall höchst interessant.

Aus einer Laune heraus öffnete Jack auf seinem Desktop einen Ordner, der Unterordner über jeden einzelnen Terroristen, Terrorverdächtigen, Mittelsmann usw. enthielt. Dies war nicht die Datenbank, die bei den Nachrichtendiensten gebräuchlich war. Fast alle Bundesbehörden benutzten das sogenannte TIDE, das Terrorist Identities Datamart Environment. Auch Ryan hatte natürlich Zugang zu dieser riesigen Terrordatensammlung, fand sie jedoch viel zu unhandlich. Außerdem enthielt sie viel zu viele unwichtige Personen, die ihn in keiner Weise interessierten. Mithilfe des TIDE hatte er sich jedoch seine eigene

Datenbank aufgebaut, die er scherzhaft Schurkengalerie nannte. Darin waren nur ganz spezifische Informationen über spezifische Personen enthalten. Die meisten restlichen Daten seiner Schurkengalerie hatte er selbst zusammengetragen, wenngleich die übrigen Analysten hier im Campus einige Kleinigkeiten dazu beigetragen hatten. Es war eine Riesenarbeit gewesen, aber die ganze Anstrengung hatte sich bereits viele Male bezahlt gemacht. Sehr oft musste Jack seine Schurkenliste jedoch gar nicht mehr konsultieren, da er sich bei der Erstellung des Ordners den Großteil der Informationen eingeprägt hatte. Er gestattete sich erst, etwas davon zu vergessen, wenn der Tod der entsprechenden Person von mehreren verlässlichen Quellen bestätigt worden war.

Da Rokki jedoch kein Rockstar war, erinnerte sich Ryan nicht an alle Angaben über diesen Mann. Deshalb klickte er auf Hosni Rokkis Ordner, schaute sich die Fotos an und blätterte die Datensammlung durch, wobei sich bestätigte, was er bereits wusste. Nach Kenntnis aller westlichen Geheimdienste war Rokki zuvor noch nie in Europa gewesen.

Danach öffnete Jack den Ordner mit den Angaben zu Mohammed al-Qahtani. Er enthielt nur ein einziges Foto. Es war zwar bereits ein paar Jahre alt, aber die Auflösung war gut. Jack machte sich gar nicht erst die Mühe, das Datenblatt über diesen Kerl zu lesen, da er es selbst verfasst hatte. Vor der Verhaftung und hochnotpeinlichen Befragung des Emirs hatte kein westlicher Geheimdienst irgendetwas über al-Qahtani gewusst. Nachdem der Emir dessen Name und Rolle in der Organisation preisgab, hatten sich Ryan und die anderen Campus-Analysten daran gemacht, die Geschichte des Mannes Stück für Stück zusammenzufügen. Jack selbst hatte dieses Projekt geleitet. Allerdings war er darauf nicht allzu stolz, da sie innerhalb

eines Jahres nur ganz wenige Informationen zusammengetragen hatten.

Al-Qahtani war immer kamera- und medienscheu gewesen, aber nach dem Verschwinden des Emirs schien er sich regelrecht in Luft aufgelöst zu haben. Nachdem sie endlich wussten, wer er war, war er wie vom Erdboden verschwunden. Im ganzen letzten Jahr blieb er im Untergrund, bis der Campus-Analyst Tony Wills vor einer Woche auf einer dschihadistischen Website eine verschlüsselte Nachricht fand, in der behauptet wurde, al-Qahtani habe zu Vergeltungsmaßnahmen gegen europäische Länder, vor allem Frankreich, aufgerufen, weil diese Gesetze gegen das Tragen von Burkas und Kopftüchern erlassen hätten.

Der Campus hatte diese Information – natürlich verdeckt – an alle Nachrichtendienste weitergeleitet.

Ryan fügte jetzt die einzelnen Puzzleteile zusammen. Der Operationschef des URC ruft zu Anschlägen in Frankreich auf, und eine Woche später taucht ein Unterführer der Organisation in diesem Land auf, offensichtlich, um sich dort mit anderen zu treffen.

Das Ganze war dürftig. Gelinde gesagt, äußerst dürftig. Bestimmt nicht etwas, weswegen Ryan Agenten in dieses Gebiet schicken würde. Unter normalen Umständen würden er und seine Mitstreiter nur einige Zeit die französischen Geheimdienstberichte und die CIA-Station in Paris im Auge behalten, um zu sehen, ob sich während Hosni Rökkis Europaaufenthalt irgendetwas ergab.

Doch wie gesagt, zurzeit hielten sich Clark und Chavez in Frankfurt auf, nur einen Katzensprung von der französischen Hauptstadt entfernt. Außerdem hatten sie alles dabei, was sie für eine Überwachungsoperation benötigten. Sollte er sie also nach Paris schicken, um etwas über Rökkis Bewegungen oder Kontakte zu erfahren? *Ja*. Mein

Gott, darüber musste man nicht lange nachdenken. Immerhin war hier ein URC-Kämpfer unterwegs. Der Campus sollte wirklich herausfinden, was er vorhatte.

Jack griff nach dem Telefon und gab einen Zweizahlen-Code ein. In Frankfurt war es jetzt kurz nach zwölf Uhr.

Während er auf die Verbindung wartete, hob Jack seinen langsam dahinschmelzenden Eisbeutel auf und hielt ihn sich an sein schmerzendes Genick.

John Clark meldete sich nach dem ersten Klingelton. »Hi, John, hier ist Jack. Es hat sich etwas Neues ergeben. Es wird euch sicher nicht vor Begeisterung die Stiefel ausziehen, aber es sieht doch halbwegs vielversprechend aus. Wie wäre es mit einem kleinen Abstecher nach Paris?«

## 6

**A**m Highway 67, hundertsechzig Kilometer südlich von Denver, Colorado, lag auf einer Ebene im Schatten der Rocky Mountains ein 2,6 Quadratkilometer großes umzäuntes Gelände mit Gebäuden und Wachtürmen.

Sein offizieller Name war Florence Federal Correctional Complex (Bundesstrafanstalt Florence). In der Nomenklatur der Bundes-Strafvollzugsbehörde wurde es als United States Penitentiary Administrative Maximum Facility, kurz: ADX Florence, bezeichnet.

Das Bureau of Prisons (BOP) teilte seine hundertvierzehn Gefängnisse in fünf Sicherheitsstufen ein, wobei das ADX Florence ganz allein an der Spitze der Liste stand. Das *Guinness-Buch der Rekorde* bezeichnete es als sicherstes Gefängnis der Welt. Tatsächlich war es Amerikas Höchstsicherheitsstrafanstalt, in der die gefährlichsten und tödlichsten Gefangenen einsaßen.

Zu den Sicherheitsmaßnahmen gehörten Laser-Lichtschranken, Bewegungsmelder, Nachtsichtkameras, automatische Türen und Tore, mehrreihige Elektrozäune, Wachhunde und schwer bewaffnete Wächter. Noch nie war jemand aus dem ADX Florence ausgebrochen. Es ist sogar unwahrscheinlich, dass jemals jemand aus einer Zelle dieses Gefängnisses ausbrechen konnte.

So schwer es jedoch war, aus dem »Alcatraz der Rockies«

*herauszukommen*, so schwer war es auch, erst einmal dort *hineinzukommen*. Gegenwärtig gab es in Florence weniger als fünfhundert Gefangene, während in den US-Bundesgefängnissen insgesamt mehr als zweihunderttausend Gefangene inhaftiert waren. Die meisten gewöhnlichen Bundesgefangenen würden leichter in Harvard als in Florence aufgenommen werden.

Neunzig Prozent der Insassen des ADX Florence waren Männer, die man aus anderen Gefängnissen dorthin gebracht hatte, weil sie eine Gefahr für ihre Mithäftlinge und Wärter darstellten. Die restlichen zehn Prozent waren äußerst prominente Gefangene oder solche, die als spezieller Risikofaktor galten. Sie waren vorwiegend in den Zellenblöcken für den »Normalvollzug« untergebracht, wo sie dreiundzwanzig Stunden am Tag in Einzelhaft verbrachten. Es war ihnen jedoch ein »nicht-körperlicher« Kontakt zu ihren Mitgefangenen und über Besuche, Post und Telefonanrufe mit der Außenwelt gestattet.

So saßen zum Beispiel der Unabomber Ted Kaczynski, der Attentäter von Oklahoma City Terry Nichols und der Bombenleger bei den Olympischen Spielen in Atlanta Eric Robert Rudolph in der »Normalvollzugsabteilung D« ein. Weitere Häftlinge im Normalvollzug waren der mexikanische Drogenbaron Francisco »El Titi« Arellano, der Mafia-»Underboss« der Lucchese-Familie Anthony »Gaspipe« Casso und der FBI-Verräter Robert Philip Hanssen, der zwei Jahrzehnte lang amerikanische Staatsgeheimnisse an die Sowjetunion und danach an Russland verkauft hatte.

Die H-Einheit war restriktiver, die Häftlinge hatten noch weniger Kontakte und mussten sich den sogenannten SAMs unterwerfen, den »Special Administrative Measures« (»Sonderverwaltungsmaßnahmen«), wie die US-Strafvollzugsbehörde die Bestimmungen für die Unterbringung und den



Umgang mit den besonders schweren Fällen nannte. Im gesamten Bundesgefängnis-System unterlagen nur ganze sechzig Insassen diesen SAMs, von denen mehr als vierzig Terroristen waren. Der Schuhbomber Richard Reid verbrachte viele Jahre im H-Trakt, bis er wegen guter Führung und seiner gerichtlichen Eingaben in den D-Trakt verlegt wurde. Weitere Insassen des H-Trakts waren der »blinde Scheich« Omar Abdel-Rahman und der »zwanzigste 9/11-Terrorist« Zacarias Moussaoui. Ramzi Yousef, der Anführer der Terrorzelle, die im Jahr 1993 die Bombe im World Trade Center gelegt hatte, verbrachte seine Zeit je nach seinen ständig wechselnden Launen und seinem Betragen abwechselnd im H-Trakt und in noch restriktiveren Gefängnisabteilungen.

Die Männer in der H-Einheit durften täglich nur eine Stunde einzeln in einem Betonhof, der wie ein leerer Swimmingpool aussah, frische Luft schnappen, wobei sie sich jedoch erst einer Leibesvisitation unterziehen mussten und danach in Handschellen und Fußfesseln von zwei Wachmännern dorthin eskortiert wurden, von denen einer ständig die Fesseln und der andere einen Schlagstock in der Hand hielt.

Dabei war die H-Einheit noch nicht einmal der Höchstsicherheitstrakt. Dies war die Z-Einheit, die »Ultramax«-Disziplinäreinheit, in der die bösen Jungs über ihre Verfehlungen nachdenken »durften«, wenn sie irgendeine ihrer SAM-Regeln verletzt hatten. Hier drin gab es keinen Hofgang und keine Besucher. Selbst die Wärter beschränkten den Kontakt auf ein Minimum.

Bemerkenswerterweise hatte jedoch selbst dieser Z-Trakt eine Sonderabteilung, in die man nur die Schlimmsten der Schlimmen schickte. Sie hieß Range 13. Gegenwärtig waren darin drei Gefangene untergebracht.

Ramzi Yousef saß hier, weil er gegen seine SAM-Regeln in

der Z-Einheit verstoßen hatte, in der er wiederum wegen Verstoßes gegen die SAM-Regeln in der H-Einheit einsaß.

Tommy Silverstein, ein sechzigjähriger Berufsverbrecher, der bereits im Jahr 1977 wegen bewaffneten Raubs verurteilt wurde, war schon vor langer Zeit hier eingewiesen worden, nachdem er in einem anderen Hochsicherheitsgefängnis zwei Insassen und einen Wärter umgebracht hatte.

Ein dritter männlicher Gefangener war einige Monate zuvor von verummten FBI-Agenten eingeliefert worden, nachdem eine Range-13-Zelle vom Rest dieser Abteilung abgetrennt worden war. Von der neuen Zelle wussten nur die Leute etwas, die in der Range 13 ihren Dienst verrichteten. Bisher hatten nur zwei von ihnen das Gesicht des Neuankömmlings zu Gesicht bekommen. Er wurde nicht von BOP-Beamten, sondern einer Sondereinheit der Geiselrettungstruppe des FBI bewacht, die aus schwer bewaffneten und gepanzerten Paramilitärs bestand, die ihren einzigen Gefangenen rund um die Uhr durch eine Glastrennwand beobachteten.

Die FBI-Männer kannten die wahre Identität des Häftlings, sprachen aber niemals darüber. Sie und die wenigen Range-13-Bediensteten, die überhaupt etwas von diesem seltsamen Arrangement wussten, bezeichneten den Mann hinter Glas nur mit seiner Registriernummer 09341-000.

Der Gefangene 09341-000 besaß keinen Zwölfzoll-Schwarzweißfernseher, wie er den meisten anderen Häftlingen erlaubt war. Er durfte seine Zelle auch nicht verlassen, um sich in dem kleinen Betonhof die Beine zu vertreten.

Niemals.

Die meisten Insassen durften einmal die Woche einen fünfzehnminütigen Telefonanruf tätigen, vorausgesetzt sie zahlten ihn aus ihrem Treuhandkonto des Gefängnisbanksystems.

Der Gefangene 09341-000 besaß weder Telefonprivilegien noch ein solches Treuhandkonto.

Er durfte weder Post noch Besucher empfangen, noch hatte er Zugang zu der psychologischen Betreuung und den Bildungsdienstleistungen, die den anderen Gefangenen zur Verfügung standen.

Der Raum, der seine gesamte Welt darstellte, maß 2,15 x 3,65 Meter, also 7,8 Quadratmeter. Das Bett, der Tisch und der im Boden verankerte Stuhl bestanden aus Gussbeton. Außer einer Kombination aus Toilette und Waschbecken, die so konstruiert war, dass sie automatisch das Wasser abstellte, wenn man es zu lange laufen ließ, gab es keine anderen Einrichtungsgegenstände.

Eine zehn Zentimeter breite Fensteröffnung in der Rückwand der Zelle hatte man auf eine Weise vermauert, dass der Insasse weder nach draußen schauen konnte noch natürliches Licht bekam.

Der Gefangene 09341-000 war der isolierteste Gefangene Amerikas, wenn nicht sogar der ganzen Welt.

Es war Saif Rahman Yasin, der Emir, der Führer des Umayyad-Revolutionrats, der als Hauptdrahtzieher für den Tod Hunderter von Menschen verantwortlich war, die bei einer Attentatsserie in Amerika und anderen westlichen Nationen ihr Leben verloren hatten. Vor allem stand er hinter einem Angriff auf den Westen, bei dem leicht das Hundertfache dieser Zahl hätte getötet werden können.

Der Emir erhob sich nach dem Morgen-*Salat* von seinem Gebetsteppich und setzte sich wieder auf die dünne Matratze auf seinem Betonbett. Er schaute auf den weißen Kalender, der auf dem Tisch direkt neben seinem linken Ellenbogen lag, und sah, dass heute Dienstag war. Man hatte ihm diesen Kalender gegeben, damit er seine Schmutzwäsche zur richtigen Zeit in die elektrisch betriebene Stahlklappe legte. Yasin wusste, dass er dienstags

seine Wolldecke zum Reinigen abgeben musste. Er rollte sie brav und pflichtbewusst zu einer festen Rolle zusammen und ging an seiner stählernen Waschbecken-und-Toiletten-Einheit und seiner Dusche vorbei, die nach einer gewissen Zeit automatisch das Wasser abstellte, sodass er nicht den Abfluss verstopfen und damit seine Zelle unter Wasser setzen konnte.

Ein weiterer Schritt brachte ihn zu dem Fenster mit der Klappe. Dort schauten ihn zwei Männer mit schwarzen Uniformen, schwarzen Panzerwesten und schwarzen Ski-masken durch das Plexiglas unverwandt an, vor der Brust eine entscherte MP5-Maschinenpistole.

Sie trugen weder Namensschilder noch irgendwelche Rangabzeichen.

Nur ihre Augen waren zu sehen.

Der Emir hielt ihren Blicken eine ganze Weile stand, obwohl beide mehrere Zentimeter größer waren als er. Ihre Gesichter waren dabei nicht mehr als sechzig Zentimeter voneinander entfernt. Alle drei Augenpaare strömten Hass und Missgunst aus. Ein Maskierter musste auf der anderen Seite des schalldichten Glases etwas gesagt haben, da zwei weitere maskierte und bewaffnete Männer, die an einem Tisch im hinteren Teil des Überwachungsraums saßen, dem Gefangenen jetzt den Kopf zuwandten. Einer betätigte den Schalter auf einer Konsole. In der Zelle des Emirs war jetzt ein lautes akustisches Signal zu hören. Gleichzeitig öffnete sich unterhalb des Fensters eine kleine Klappe. Der Emir ignorierte das Ganze und setzte den Anstarr-Wettbewerb mit seinen Wächtern fort. Ein paar Sekunden später hörte er ein weiteres Signal. Kurz darauf kam die verstärkte Stimme des am Tisch sitzenden Mannes aus einem Lautsprecher, der in die Zellendecke oberhalb des Betonbettes eingelassen war.

»Legen Sie Ihre Decke in die Klappe.«

Der Emir rührte sich nicht.

Und noch einmal: »Legen Sie Ihre Decke in die Klappe.«

Der Gefangene zeigte keinerlei Regung.

»Letzte Gelegenheit.«

Jetzt erst folgte der Emir der Aufforderung. Er hatte eine kleine Widerstands-Show veranstaltet, was unter diesen Umständen schon als Sieg zu werten war. Die Männer, die ihn in den ersten Wochen nach seiner Gefangennahme in ihrer Gewalt hatten, waren schon lange verschwunden. Seitdem testete Yasin immer wieder die Entschlossenheit und Standhaftigkeit seiner Wächter. Er nickte langsam und legte seine Decke in die Klappe, die sich sofort wieder schloss. Auf der anderen Seite holte einer der beiden direkt vor dem Fenster stehenden Wächter sie heraus, entrollte sie, überprüfte sie genau und trug sie dann zum Wäschekorb. Er ging jedoch an diesem vorbei und warf die Wolldecke in einen Plastikmülleimer.

Der Mann am Tisch sprach jetzt wieder in das Mikrofon hinein: »Du hast gerade deine Decke verloren, 09341-000. Provozier uns nur weiter so, du Arschloch. Wir lieben dieses Spiel und können es jeden einzelnen verdammten Tag spielen.« Die Übertragung endete mit einem lauten Klick, während der große Wärter zum Glas zurückkehrte und sich wieder neben seinen Partner stellte. Schulter an Schulter standen sie jetzt regungslos da und starrten durch die Augenlöcher ihrer Masken den Mann auf der anderen Seite des Fensters an.

Der Emir wandte sich ab und kehrte zu seinem Betonbett zurück.

Er würde diese Decke vermissen.

**D**ie fünfundzwanzigjährige Melanie Kraft erlebte gerade eine außergewöhnlich schlechte Woche. Die Sachbearbeiterin hatte erst vor zwei Jahren ihr Studium an der American University in Washington mit einem Bachelor im Fach »Internationale Studien« und einem Master in amerikanischer Außenpolitik abgeschlossen. Zusammen mit der Tatsache, dass sie in ihrer Teenagerzeit als Tochter eines Air-Force-Attachés fünf Jahre in Kairo gelebt hatte, machte sie das zu einer geeigneten Kandidatin für einen Job bei der CIA. Dort arbeitete sie im Direktorat für Nachrichtenbeschaffung in der Abteilung für Analysen über den Nahen und Mittleren Osten und Nordafrika, wo sie vor allem als Ägyptenspezialistin galt. Ms. Kraft war hochintelligent und ehrgeizig. Deshalb widmete sie sich über ihre Alltagspflichten hinaus gelegentlich anderen, weiterführenden Projekten. Aber genau diese Bereitschaft, sich mit übergreifenden Dingen zu befassen, drohte jetzt eine Karriere zu beenden, die erst vor zwei Jahren begonnen hatte.

Melanie war es gewohnt zu gewinnen. In den Sprachkursen in Ägypten, als Star ihrer Highschool-Fußballmannschaft und während ihres Grundstudiums stand sie ständig in der ersten Reihe und hatte immer exzellente Noten. Ihr Fleiß und ihre harte Arbeit verschafften ihr die Anerkennung der Professoren und danach ausge-

zeichnete Beurteilungen bei der CIA. Ihr gesamter Erfolg hatte jedoch heute vor einer Woche schlagartig ein vorläufiges Ende genommen, als sie ihrem Vorgesetzten eine wissenschaftliche Abhandlung vorlegte, die sie in ihrer Freizeit verfasst hatte. Der Titel lautete: »Eine Einschätzung der politischen Rhetorik der Muslimbruderschaft im Englischen und in Masri«. Sie hatte dazu neben den englischsprachigen alle in ägyptischem Arabisch (Masri) verfassten Websites durchkämmt, um den wachsenden Widerspruch zwischen den öffentlichen Beziehungen der Muslimbrüder mit dem Westen und ihrer heimischen Rhetorik aufzuzeigen. Es war ein brisantes Dokument, dessen Ergebnisse jedoch gut durch Quellenangaben abgesichert waren. Sie hatte monatelang ihre Abende und Wochenenden damit verbracht, falsche Profile arabischer Männer zu kreieren und zu benutzen, um Zugang zu den passwortgeschützten islamistischen Internetforen zu bekommen. Sie hatte in diesen virtuellen »Cyber-Cafés« das Vertrauen zahlreicher Ägypter gewonnen, die mit ihr die Ansprachen der Muslimbrüder in den Koranschulen in ganz Ägypten diskutierten und ihr sogar erzählten, dass Abgesandte der Muslimbruderschaft in andere Länder der islamischen Welt reisten, um sich dort mit bekannten Radikalen auszutauschen.

Dies alles kontrastierte sie dann mit der netten, liebenswürdigen Fassade, die die Bruderschaft gegenüber dem Westen aufgerichtet hatte.

Nachdem sie ihre Abhandlung beendet hatte, wollte sie sie ihrem Supervisor übergeben. Dieser schickte sie jedoch damit weiter zur Abteilungsleiterin Phyllis Stark. Phyllis las den Titel, nickte kurz und warf das Paper auf ihren Schreibtisch.

Dies war für Melanie eine große Enttäuschung. Sie hatte zumindest ein wenig Begeisterung vonseiten ihrer Che-

fin erwartet. Als sie zu ihrem eigenen Schreibtisch zurückkehrte, hoffte sie, dass ihre mit viel Zeit und Fleiß erstellte Arbeit wenigstens nach oben weitergeleitet werden würde.

Zwei Tage später wurde ihr dieser Wunsch erfüllt. Mrs. Stark *hatte* die Arbeit weitergereicht, jemand *hatte* sie gelesen, und jetzt bestellte man Melanie Kraft in einen Konferenzraum im dritten Stock. Dort erwarteten sie ihr Supervisor, ihre Abteilungsleiterin und ein paar Anzugträger aus dem sechsten Stock, die ihr unbekannt waren.

Von Anfang an war klar, worum es bei diesem Treffen ging. Der Gesichtsausdruck und die Körpersprache der Männer am Konferenztisch zeigten Melanie, noch bevor sie sich hinsetzte, dass sie in Schwierigkeiten war.

»Miss Kraft, was wollten Sie mit dieser besonderen Form von Schwarzarbeit erreichen? Was haben Sie damit bezweckt?«, fragte sie ein Mann aus dem sechsten Stock namens Petit, der seinen Job seinen politischen Verbindungen verdankte.

»Bezweckt?«

»Versuchen Sie mit Ihrer kleinen Seminararbeit, sich hier für eine bessere Stellung ins Gespräch zu bringen, oder wollten Sie sie nur herumreichen, damit Sie sich, wenn Ryan die Wahl gewinnt und seine eigenen Leute hier hereinbringt, gleich richtig positionieren und Pluspunkte sammeln können?«

»Nein.« Auf so etwas wäre sie nie gekommen. Normalerweise hatte ein Regierungswechsel auf jemand wie sie überhaupt keine Auswirkungen. »Ich habe nur unsere Texte über die Bruderschaft gelesen und dachte, ich könnte einige abweichende Daten zusammentragen. Es gibt Informationen aus frei verfügbaren offenen Quellen, die ich auch in allen Fällen in meinen Anmerkungen kenntlich gemacht habe und die auf eine negativere ...«



